24/1986 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Unter Palmen und Magnolien

In unserer Serie „Völkerschaften der UdSSR“: die Adsharen

Eulenbrut am Nordmeer

Auf Fotopirsch im arktischen Revier

Raumfahrer sind keine Traumfahrer

Raumfahrer aus dreizehn Ländern beantworteten in Budapest Fragen von FREIE WELT

★ Inhalt

FW-Exklusiv
Welttreffen der Raumfahrer in Budapest
Seite 4

Bildbericht
Arbeitstreffen im Jekaterinensaal **Seite 10**

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Völkerschaft
Neue Folge: die Adsharen
Seite 17

Märchen
Der Jäger und der Waldschrat – Der Schneider und die Sumpfteufel
Seite 23

mobile **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Hans Pischner **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Verjüngungskur für Frankfurt/Oder **Seite 28**

Bildbetrachtung
Michail Prischwin
Seite 30

Musik
Begegnung mit Irina Schostakowitsch **Seite 32**

Erzählung
Romualdas Lankauskas: „Zwischen den Ufern“
Seite 34

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“
Seite 40

Sport
Ein Grand Prix-Gewinner des Tschaikowski-Wettbewerbs spielt zum Tanz auf
Seite 42

Leserforum **Seite 44**

Fotografie
Eine Prager Modefotografin wird vorgestellt
Seite 46

Natur und Umwelt
Vogelkinder, Vogeleltern – beobachtet in den Weiten der Sowjetarktis
Seite 50

Erdgastrasse
Herbstimpressionen vom DDR-Abschnitt des Trassenbaus in der Sowjetunion
Seite 54

Titelbild:
Alfred Paszkowiak fotografierte Raumfahrer in Budapest

Redaktionsschluß für dieses Heft: **17. 11. 1986**

★ Im Blickpunkt

Im Sommer dieses Jahres begannen in Moskau an der Straßenkreuzung Neglinnaja/Kusnetzki Most (Bild rechts), notwendig gewordene, jedoch keineswegs ungewöhnliche Erdarbeiten. Eine große Grube wurde ausgehoben, tief und tiefer. Und dann geschah, was niemand erwartet hatte: Bezaubernde alte Brückenbögen (Bild unten) sahen das erste Mal seit 170 Jahren wieder Tageslicht. Die Moskauer, geschäftig wie eh und je, hielten inne in ihrer Tageshast, um einen erstaunten Blick über den Bauzaun auf den ausgegrabenen Schatz zu werfen, der sich da zeigte. Es war Liebe auf den ersten Blick. Zornig wurden die Blicke erst, als die Bauleute nach getanem Tiefbauwerk

sich auftragsgemäß anschickten, das architektonische Schmuckstück wieder zuzuschütten. Nein, meinten die Hauptstädter, so ginge das nicht, schließlich stehe das Wohngeviert ohnehin unter Denkmalschutz. Das Ministerium für Kultur reagierte sofort: Stopp den Bauarbeiten, und Gründung einer Kommission! Denkmalschützer, Architekten, Tiefbauer, Verkehrsplaner und nicht zuletzt die Finanzgewaltigen Moskaus wurden an einen Tisch gerufen. Über die lokale Presse ergingen Aufrufe an die Einwohner, sich mit Vorschlägen und Hinweisen an der Arbeit zu beteiligen. Die ersten Projekte der Restaurierung der Brücke sind bereits veröffentlicht. Begonnen wird

Wo einst Puschkin flanierte...

mit der Sicherung der alten Bausubstanz. Und wenn das Projekt fertiggestellt ist, wird Moskau um eine weitere architektonische Attraktion reicher sein.

Für FREIE WELT schon heute Grund genug, etwas tiefer zu graben, etwas mehr zu sagen über eine Straße, die den Moskauern besonders ans Herz gewachsen ist: Kusnetzki Most – Schmiedebrücke –, benannt nach den Waffenschmieden, die einst durch einen Erlaß des Moskauer Großfürsten Iwan III. hier im ehemaligen „Kanonenhof" angesiedelt wurden.

Im 16. Jahrhundert war Kusnetzki Most noch keine Straße, sondern eine aus Holz gebaute Brücke, die die Aufgabe hatte, das Flüßchen Neglinnaja zu überspannen. Dies tat sie treu und zuverlässig, bis sie alt geworden war. Von 1754–1761 wurde sie durch eine steinerne Brücke ersetzt, die der bekannte Moskauer Baumeister Dmitri Uchtomski entworfen hatte. Sie konnte sich mit ihren zwölf Metern Breite und 120 Metern Länge schon sehen lassen, was sie auch tat – zur Freude der Zeitgenossen und ihrer Nachfahren, die sie auf alten Moskauer Stadtansichten noch heute bewundern können (Bild links oben). Doch wie auch immer, am Anfang des 19. Jahrhunderts schien ihr Schicksal besiegelt. Die Neglinnaja hatte, durch viele Faktoren bedingt, entschieden an Wasserstand und Strömung eingebüßt. Die Stadtväter Moskaus sahen sich veranlaßt, sie durch Rohre zu leiten und Brücke sowie altes Flußbett zuzuschütten. Da, wo einst die Wellen der Neglinnaja plätscherten, verläuft heute die Uliza Neglinnaja und dem Gedenken der „versunkenen" Brücke wurde die Uliza Kusnetzki Most gewidmet. Die starke innerstädtische Bebauung der aufstrebenden Metropole Moskau im vorigen und zu Beginn unseres Jahrhunderts gerade in diesem Viertel tat ein übriges, das ehedem romantische Fleckchen der Vergangenheit anheim fallen zu lassen. Handelspassagen, Banken, Wohnhäuser wuchsen empor. Gerade unsere Ecke wurde – parallel zur Uliza Neglinnaja verläuft die Uliza Petrowka – eine der beliebtesten und belebtesten modernen Geschäftsstraßen, geprägt vom stürmischen Aufschwung des Moskauer Bauwesens der Jahrhundertwende.

Die eigentliche Geschichte von Kusnetzki Most als Geschäfts- und Handelszentrum allerdings ist weit älter. Sie nimmt ihren Anfang 1763, als Katharina II. mit einem Erlaß die Ansiedlung ausländischer Kaufleute in Rußland förderte. Deutsche und Engländer, vor allem aber Franzosen, öffneten an der Kusnetzki Most ihre Geschäfte. 1812, beim großen Brand von Moskau, verhinderte Napoleons Garde das Übergreifen der Flammen auf die Häuser ihrer Landsleute. In Gorkis „Klim Samgin" ist die Beschreibung der Bauarbeiten auf Kusnetzki Most zu Anfang des 19. Jahrhunderts nachzulesen. Überhaupt: Kusnetzki Most gilt auch als „literarische Adresse Nr. 1". Puschkin flanierte hier, er schätzte die französische Küche des berühmten Restaurants „Jar" ebenso wie Alexander Herzen und Lew Tolstoi, der es in seiner Erzählung „Jugend" erwähnt. Seine „Anna Karenina" läßt er vom Kusnetzki Most ihre französische Lektüre beziehen. Die Konditorei „Albert" erfreute sich vor allem durch ihre Bisquits regen Zuspruchs. Und Spuren Lunatscharskis, Majakowskis, Meyerholds lassen sich auf Kusnetzki Most noch heute verfolgen.

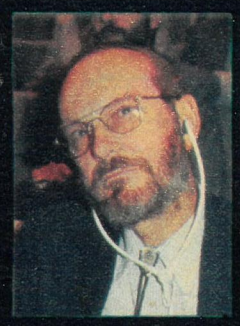
J. Geitner (Text)
W. Christoforow/TASS (Fotos)

FREIE WELT über das Weltforum der Weltraumfahrer

FREIE WELT EXKLUSIV

Parlament der Außer-irdischen

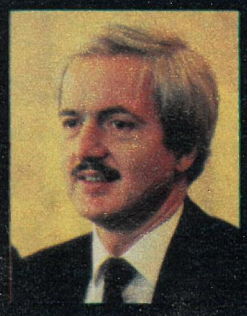
Ein Beitrag von
Karl-Heinz Eyermann (Text) und
Alfred Paszkowiak (Bild)


Loren W. Acton, USA

Alexander P. Alexandrow, UdSSR

Sultan Al-Saud, Saudiarabien

Oleg J. Atkow, UdSSR

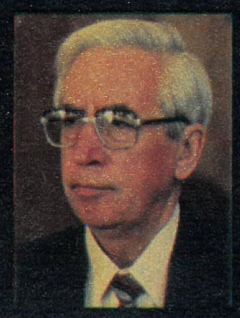

John-David Bartoe, USA

Valeri F. Bykowski, UdSSR

Walter Cunningham, USA (3. v. rechts)

Donn F. Eisele, USA (2. v. rechts)

Bertalan Farkas, Ungarn (1. v. rechts)



Konstantin P. Feoktistow, UdSSR (links)
Zhugderdemigiyn Gurragtschaa, MVR (2. v. links)
Karl C. Henize, USA (3. v. links)

Miroslaw Hermaszewski, Polen

Georgi Iwanow, Bulgarien

Sigmund Jähn, DDR (links)

Valeri N. Kubassow, UdSSR (2. v. links)

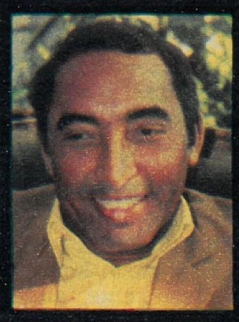
Alexej A. Leonow, UdSSR (3. v. links)

Wladimir A. Ljachow, UdSSR

Oleg G. Makarow, UdSSR

Ernst Messerschmid, BRD

Wladimir A. Solowjow, UdSSR

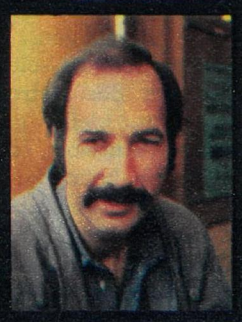

Arnaldo Tamayo-Mendez, Kuba

Taylor G. Wang, USA

James B. Irwin, USA

Byron K. Lichtenberg, USA

Rodolfo Neri Vela, Mexiko



Wubbo Ockels, Holland

Robert F. Overmyer, USA

Leonid I. Popow, UdSSR

Dumitru Prunariu, Rumänien

Nikolai N. Rukawischnikow, UdSSR

Russell L. Schweickart, USA

Eine Galerie der Prominenten. Zweiunddreißig von jenen einhundertneunundneunzig Raumfahrern, die unseren Heimatstern umkreist und die Erde als strahlenden blauen Planeten im samtschwarzen All gesehen haben. Sie trafen sich in Budapest und debattierten über die Zukunft der Raumfahrt und ihre Arbeit, über das Ethos ihres Berufs als auserwählte Sendboten der Menschheit im Kosmos. Zweiunddreißig Raumfahrer aus dreizehn Ländern beantworteten Fragen von FREIE WELT.

Parlament der Außerirdischen

Im FREIE WELT-Interview: Russell Schweickart (links) spricht von einer bemannten internationalen Mars-Expedition.

Die Erde als kreisrunde Scheibe. Im durchsichtigen Wolkenschleier. Kontinente und Ozeane als bizarre Konturen. Ein Foto unseres Planeten aus einer Distanz von einer halben Million Kilometer. Dieses Bild, das wir auf den vorausgegangenen Seiten zeigen, ist zum Symbol und zum Emblem einer Organisation geworden, die sich mit einem dreibuchstabigen Kürzel begnügt; ASE. Association of Space Explorers (Vereinigung der Weltraumfahrer). ASE-Mitglied kann der werden, der mindestens einmal die Erde im All umflogen hat. Wer von einem Logenplatz am Himmel auf den einzig bewohnbaren Planeten des Sonnensystems geschaut hat. ASE stellt sich hohe Ziele: Fürsprache für weltweite Kosmos-Kooperation, Entwicklung von Raumfahrttechnologien zum Wohle aller Menschen, Nutzung der Kosmostechnik für die großen irdischen Globalprobleme wie Energieversorgung, Rohstoffgewinnung und Umweltschutz. ASE versteht sich als Förderer der Kosmosforschung und Raumfahrttechnik für soziale, wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte der Menschheit. ASE ist zugleich Podium für Fachdiskussionen und Forum des beruflichen Erfahrungsaustausches. Eine Bildungsinstitution, die Wissen vermitteln und die Erfolge der Kosmonautik propagieren soll.

„Das All als neue Lebenssphäre" – unter diesem Motto versammelten sich im Oktober zweiunddreißig Kosmonauten und Astronauten aus dreizehn Ländern und zwei berühmte Gastdozenten zum zweiten ASE-Kongreß in Budapest. Die „Außerirdischen" verschiedener Fachdisziplinen, unterschiedlicher Weltanschauungen, ideologischer Positionen und Religionen suchten im kollegialen Disput gemeinsam Antworten auf brennende Fragen, die nicht nur Raumfahrer bewegen.

Vom Weltraumspaziergänger zum Raumfahrtphilosophen:

„Für das Raumschiff Erde gibt es keinen Notlandeplatz"

„Astronauten und Kosmonauten sind jene Handvoll Menschen, die das große Glück haben, die Erde aus der Ferne zu sehen und festzustellen, wie klein und zerbrechlich sie ist. Wir hoffen, daß diese unsere mit eigenen Augen und mit eigenem Erlebnis gewonnene Feststellung alle begreifen und unseren Planeten wie ihr Haus betrachten, in dem sie geboren wurden und in dem sie wohnen. Als Haus, in dem nach ihnen ihre Kinder und Enkel friedlich leben sollen", verkündet eine der großen Symbolfiguren friedlicher Kosmonautik, Alexej Leonow, Mitglied des ASE-Exekutivkomitees, einer der Mitbegründer der Raumfahrer-Organisation.

Vor zwei Jahrzehnten hat er den Beweis erbracht, daß der Mensch sich im All außerhalb eines schützenden Raumschiffes aufhalten und arbeiten kann. Spricht er jetzt darüber, im offenen Kosmos Bauteile von Raumflugkörpern zu montieren und defekte Raumschiffe zu reparieren, so verdrängt der philosophische Aspekt den technologischen:

„Es ist üblich geworden, unseren Planeten mit einem riesigen Raumschiff und dessen gesamte Bevölkerung mit seiner Besatzung zu vergleichen. Aber nun haben wir Kosmonauten gezeigt, daß wir Raumschiffe selbst reparieren und im Falle einer größeren Havarie die Besatzung retten oder das Raumschiff schnell und sicher landen können. Aber wo gibt es für das größte Raumschiff, für die Erde, im Falle einer katastrophalen Havarie einen Notlandeplatz? Wie kann man und wer kann seine Besatzung retten?"

Der sowjetisch-amerikanische Orbitalflug war längst vorbei, da trug Leonow bei seinen morgendlichen Waldläufen noch immer die Mütze mit dem Sojus-Apollo-Emblem. Reine Nostalgie für ein Projekt, an dem er mit Valeri Kubassow beteiligt war und das amerikanischerseits dann schnell wieder beiseite geschoben wurde. Sojus-Apollo, das ist für Leonow keine Episode, wie es jetzt von der offiziellen Geschichtsschreibung der USA-Astronautik behandelt wird. Sojus-Apollo, das war ein hoffnungvoller Beginn von Zusammenarbeit der beiden führenden Raumfahrt-Nationen, die zu einer Dauereinrichtung der friedlichen Koexistenz hätte werden können, ja, wenn... Im November 1977 paraphierten der Moskauer Interkosmos-Rat und die Washingtoner NASA schon einen Vertragsentwurf unterschriftsreif, nach dem die UdSSR die Raumstation, jenes Gebiet der Kosmostechnik, das unbestrittene sowjetische Domäne ist, und die USA die Transportfähre zu diesem Forschungslabor bereitstellen sollten, um das mit Sojus-Apollo Begonnene auf neuer Stufe fortzusetzen. Es wäre ein bedeutsamer Beitrag zum Aufbau großer Orbitalkomlexe für internationale Besatzungen gewesen. Diese Pläne durchkreuzte das No aus dem Weißen Haus.

Das Weltall wandelt einen Menschen:

„Wir wollen vor unseren Enkeln bestehen"

Er ist „Aussteiger" wie Leonow, der ASE-Präsident der US-amerikanischen Astronautensektion, Russell Louis Schweickart. Er, der ebenso wie der sowjetische Weltall-Spaziergänger das wagemutige Glücksgefühl genoß, sich in einen winzigen Mond zu verwandeln und frei im Kosmos die Erde zu umschweben. Das verbindet ihn mit Leonow. Und noch mehr. Der schlanke hochgewachsene Neu-Kalifornier Russell Louis Schweikkart, den seine Freunde – so auch Leonow – einfach Rusty nennen.

Er wagt vier Jahre später als Leonow nicht nur den Schritt in den freien Weltraum. Mit diesem großen Augenblick im freien Weltraum beginnt die Wandlung des Russell Louis Schweickart. Er wird zum Dichter, findet poetische Worte für jenes Bild unseres Heimatplaneten aus kosmischer Ferne, das er nicht zufällig als Symbol für die Association of Space Explorers aussucht: „... und eine Weile später wird mein Freund den Mond betreten und dann auf die Erde schauen... Sie ist so klein, so zerbrechlich. Ein Tupfer im Universum, so winzig, daß du ihn mit seinen Daumen zerdrücken könntest. Und wenn du dir diesen kleinen Tupfer vorstellst – dann ist das alles, was dir irgend etwas bedeutet, die ganze Geschichte und Musik und Poesie und Kunst. Und der Tod und die Geburt und die Liebe. Tränen, Fröhlichkeit, Spiel... Und du begreiftst aus dieser Perspektive, daß du dich verändert hast, daß es etwas Neues gibt, daß die Verwandtschaft dazu nicht mehr länger das ist, was sie war."

Das Weltall wandelt einen Menschen – was er damit meint, offenbarte er im Juli 1984 in Göttingen. In einer eindrucksvollen Rede auf dem Kongreß „Verantwortung für den Frieden – Naturwissenschaftler warnen vor der Militarisierung des Weltraums". Er spricht vom Leutnant der US-Air Force Schweickart damals auf Taiwan, als Zielkarten von der Volksrepublik China seine Koordinaten waren. Vom Piloten, der auf der Atombombe saß, während das Bodenpersonal seine Maschine startklar machte. Schweickart bekennt, als es um und gegen die Weltraumrüstung geht, in Göttingen: „Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, auf die Atombombe zu klettern, mich auf ihr auszustrecken und über meine Verantwortung nachzudenken. Damals war ich entschlossen, die Bombe abzuwerfen. Eines meiner Argumente war, daß ich in meiner Lage die Situation in der Welt sicherlich nicht richtig einschätzen könne. Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre meines Lebens vergangen. Heute würde ich die Verantwortung für eine solche unmenschliche Handlung nicht übernehmen. Es gibt keine ethische Grundlage, die es uns erlaubt, durch Schweigen die Entscheidung für das Überleben an andere abzutreten. Jeder einzelne trägt die Verantwortung."

Aus dem All gibt es nur die eine Erde:

„Allah hat mich für diese Mission ausgewählt"

Letzter ASE-Tagungstag in Budapest. Pressekonferenz ganz in der Nähe der Fischerbastei. ABC, das US-amerikanische Fernsehen fragt Sultan Al-Saud, wie er es, der strenggläubige Moslem mit der Religion des Islam vereinbare, in das All zu fliegen. Der junge Prinz, scheinbar an solch taktlose Fragen durch das Astronautendasein gewöhnt, bleibt gelassen und gibt eine Antwort, die kein weiteres Nachhakeln zuläßt: „Allah hat mich für diese Mission zum Astronauten ausgewählt."

Sultan Al-Saud, mit vollem Namen Sultan bin Salman bin Abdul Aziz Al-Saud, ist ein erfahrener Jet- und Helikopterpilot und hat seine Eignung zum Astronauten in hartem Training bewiesen. Und für das Shuttle-Unternehmen 51-G mit der Fähre „Discovery", bei dem drei Nachrichtensatelliten, darunter „Arabsat" 1 B, ausgesetzt werden sollten, war er geradezu prädestiniert. Er, der Nachrichtentechnik studierte und in seiner Heimat Di-

Zum einseitigen Farbbild:
So rücken die USA und Kuba näher zusammen, sagt Leonow während der Fischerbastei-Exkursion zu Schweickart und Tamayo Mendez (im Bild von links nach rechts).

Parlament der Außer-irdischen

rektor des „Saudiarabien Television Commercial Department“ ist.

Sultan Al-Saud sagt vor seinem Weltraumstart: „Ich werde meinem Vater von oben sagen, daß ich der erste Moslem bin, der mit eigenen Augen sieht, daß die Erde rund ist.“ Dieser Erklärung folgt später eine weitere Präzisierung. Auf dem Gründungskongreß von ASE, in deren Exekutivkomitee er gewählt wird, teilt er seinen Standpunkt mit, den er in der Schwerelosigkeit gewonnen hat: „Am ersten Tag etwa schauten wir auf unsere Heimatländer. Am dritten oder vierten Tag interessierten uns die Kontinente. Am fünften Tag nahmen wir nur allein eine einzige Erde wahr.“

Von dieser Erkenntnis sind Sultan Al-Sauds Antworten im FREIE WELT-Interview geprägt. Seine Experimente im Orbit hätten große Bedeutung für die arabischen Länder. Nachrichtensatelliten könnten das Bildungsniveau heben und die Völkerverständigung fördern. Er bekennt sich zur internationalen Zusammenarbeit für die Erforschung des Alls und sagt: „Weltraumtechnologien erschließen einzigartige Möglichkeiten zum Nutzen aller Menschen.“ Was er sich wünscht? Teilnahme an einer Langzeit-Expedition in einer Crew aus Vertretern vieler Nationen.

Raumfahrer sind keine Traumfahrer

Leonows Plädoyer für den Sternenfrieden, Schweickarts Mars-Vision und Sultan Al-Sauds Wunsch könnten in ein internationales Großprojekt münden, für das raumfahrttechnische und kosmosmedizinische Voraussetzungen geschaffen wurden. Voraussetzungen, um vielleicht noch am Ende des Jahrhunderts diesen Versuch wagen zu können. Mit dem letzten Startfenster, der günstigen Planeten-Konstellation Erde–Mars. 1999. In dreizehn Jahren also. Vielleicht noch etwas zu früh für ein solch schwieriges Unterfangen. Aber durchaus realistisch, wenn die führenden Weltraummächte ihre Potentiale für solch lohnenswerte Ziele vereinigen und eine breite internationale Beteiligung anstreben.

Zwei weltbekannte Weltraum-Wissenschaftler – Professor Oleg Gasenko und Gerard

Zitate aus FREIE WELT-Gesprächen mit Kosmonauten und Astronauten

Loren W. Acton, USA, Shuttle-Astronaut mit einer Flugdauer von 190 h 45 min: „Gedanken über die Zukunft der Astronautik sind Gedanken über die Zukunft auf unserem Planeten.“

Alexander P. Alexandrow, UdSSR, Sojus- und Salut-Bordingenieur mit einer Flugdauer von 149 Tagen 10 h 46 min: „Wer für die Erforschung des Alls ist, muß gegen SDI sein.“

Prinz Sultan bin Salman bin Abdul Aziz Al-Saud, Saudiarabien, Shuttle-Astronaut mit einer Flugdauer von 169 h 38 min 50 s: „Im Weltall spürt der Mensch, daß es nur eine Erde gibt.“

Oleg J. Atkow, UdSSR, Salut-Bordarzt mit Weltrekordflugdauer von 236 Tagen 22 h 49 min 04 s: „Anstelle des SDI-Sternenkriegsprogramms sollten mehr Aufmerksamkeit und natürlich mehr Mittel auf Forschung für friedliche Ziele gelenkt werden. Es ist für uns befremdend, daß man Atomwaffen im All stationieren will. Auch die ASE kann auf ihre Weise etwas dazu tun, daß das verhindert werden kann.“

John-David Bartoe, USA, Shuttle-Astronaut mit einer Flugdauer von 190 h 45 min: „Wir wollen im Weltall Experimente durchführen, die den Menschen auf der Erde Nutzen bringen.“

Valeri F. Bykowski, UdSSR, Wostok- und Sojus-Kommandant, Dreifach-Kosmonaut mit einer Gesamtflugzeit von 20 Tagen 17 h 47 min 21 s: „Wir alle sind dem Vermächtnis Juri Gagarins verpflichtet, die Schönheit unseres Planeten zu erhalten.“

Ronnie Walter Cunningham, USA, Apollo-7-Astronaut mit einer Flugdauer von 260 h 09 min 03 s: „Astronautik darf nie die Erde aus dem Auge verlieren. Es ist durchaus fruchtbar,wenn Astronauten und Kosmonauten gemeinsam Fachprobleme erörtern.“

Donn Fulton Eisele, USA, Apollo-7-Astronaut mit einer Flugzeit von 260 h 09 min 03 s: „Ich bin Astronaut und Testpilot zugleich. Deshalb glaube ich an einen kosmischen Luftverkehr. An Weltraumflugzeuge, die ausschließlich Passagiere befördern. Und zwar binnen weniger Minuten zwischen Amerika, Asien, Afrika und Europa. Das wäre ein echter, technischer Fortschritt für die Menschheit.“

Bertalan Farkas, Ungarn, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 7 Tagen 20 h 45 min 44 s: „Raumfahrt darf nur in den Dienst der friedlichen internationalen Zusammenarbeit gestellt werden.“

Konstantin P. Feoktistow, UdSSR, Raumfahrtkonstrukteur und erster Wissenschaftskosmonaut mit einer Flugzeit von 24 h 17 min 03 s: „Man kann über alle Raumfahrt-Projekte diskutieren. Mit einer Ausnahme: Sternenkrieg. Darüber kann man nicht streiten. Das muß man verhindern.“

Zhugderdemigiyn Gurragtschaa, MVR, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 7 Tagen 20 h 42 min 03 s: „Die Raumfahrer der sozialistischen Länder haben mit ihren Gemeinschaftsflügen bewiesen, wie man sinnvoll Kosmosforschung im Interesse der Volkswirtschaft betreibt.“

Karl C. Henize, USA, Shuttle-Astronaut mit einer Flugdauer von 168 h 09 min: „Gemeinsam verfügen wir über einen großen Erfahrungsschatz und über das Potential, noch größere Projekte zu verwirklichen.“

Miroslaw Hermaszewski, Polen, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 7 Tagen 22 h 02 min 59 s: „Im Weltall gibt es ebenso wie auf der Erde nichts Wichtigeres für uns als den Frieden zu erhalten.“

Georgi Iwanow, Bulgarien, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 47 h 01 min 06 s: „Wir bereiten jetzt eine zweite Orbitalmission UdSSR–Bulgarien vor. Zu ‚Mir‘: Das könnte zum Muster für weitere Interkosmonauten-Expeditionen werden.“

James Benson Irwin, USA, Apollo-15-Astronaut mit einer Flugzeit von 12 Tagen 7 h 11 min 53 s und drei mehrstündigen „Mondspaziergängen“: „Es muß alles getan werden, damit das Leben auf der Erde geschützt wird. Das ist zu einem nicht geringen Teil auch die Verantwortung der Raumfahrer, unsere Verantwortung. Es darf nicht erlaubt werden, nukleare Waffen im All zu stationieren.“

Sigmund Jähn, DDR, Interkosmonaut und Mitglied des ASE-Exekutivkomitees mit einer Flugzeit von 7 Tagen 20 h 49 min 04 s: „Das Weltall als ausschließliche Sphäre friedlicher menschlicher Betätigung kann zum Testfall für das Zusammenleben auf unserem Planeten werden. Ich bin der Ansicht, daß es unsere Aufgabe als Raumfahrer ist, dafür zu sorgen, daß im Kosmos nur dem Frieden und Fortschritt auf der Erde dienende technische Projekte verwirklicht werden.“

Valeri N. Kubassow, UdSSR, Sojus-Bordingenieur und Sojus-Kommandant, beteiligt am Sojus-Apollo-Flug, Dreifach-Kosmonaut mit einer Gesamtflugdauer von 18 Tagen 17 h 59 min 22 s: „Sojus-Apollo erprobte Mittel zur Rettung von verunglückten Raumfahrern. Jetzt kommt es auf etwas noch Bedeutsameres an. Auf die Entwicklung von Mitteln zur Rettung der gesamten Menschheit.“

Alexej A. Leonow, UdSSR, Zweifach-Kosmonaut, mit einer Gesamtflugdauer von 168 h 33 min 08 s, Woßchod-Pilot und Sojus-Kommandant, beteiligt am Sojus-Apollo Flug: „Das Ausmaß der Gefahr, die eine Militarisierung des Weltalls verursachen kann, erfassen Raumfahrer wahrscheinlich deutlicher als andere.“

Byron K. Lichtenberg, USA, Shuttle-Astronaut mit einer Flugzeit von 10 Tagen 07 h 47 min: „Mein Wunsch ist es, für die Zukunft ein großes internationales Raumfahrtsystem zu schaffen, damit viele Menschen in den Orbit fliegen und die Schönheit der Erde bewundern können.“

Wladimir A. Ljachow, UdSSR, Sojus- und Salut-Kommandant mit einer Gesamtflugdauer aus zwei Expeditionen von 324 Tagen 11 h 21 min 37 s: „Bei über dreihundert Orbittagen hatte ich trotz anstrengender Arbeitsprogramme Zeit genug, die Erde genau zu studieren und mich darauf zu besinnen, daß sie ein einzigartiger Planet ist, dem kein Unglück zustoßen darf.“

Oleg G. Makarow, UdSSR, Sojus-Bordingenieur und Raumfahrtkonstrukteur, erster Vierfach-Kosmonaut der UdSSR mit einer Gesamtflugdauer von 20 Tagen 17 h 43 min 38 s: „Was könnte die Raumfahrt durch die Einstellung des Wettrüstens, wie es meine Partei und meine Regierung fordern, alles profitieren. Wir könnten Projekte verwirklichen, die uns noch als ferne Zukunft erscheinen.“

Ernst Messerschmid, BRD, Shuttle-Astronaut mit einer Flugzeit von 168 h 45 min: „Es ist für uns von Vorteil, hier mit sowjetischen Kosmonauten, mit Leuten zusammenzutreffen, die ein Jahr im Weltraum arbeiteten und forschten. Ich wünsche mir für die Zukunft auf dem Gebiet der Raumfahrt ein engeres Zusammenrücken.“

Rodolfo Neri Vela, Mexiko, Shuttle-Astronaut mit einer Flugzeit von 165 h 04 min: „Raumfahrt kann zu einem entscheidenden technischen Mittel werden, um Entwicklungsprobleme in der dritten Welt schneller und besser lösen zu können.“

Wubbo Ockels, Holland, Shuttle-Astronaut mit einer Flugzeit von 168 h 45 min: „Bevor ich nach Budapest kam, kannte ich sieben Raumfahrer. Nun achtunddreißig, von denen ich vieles erfuhr. Wir alle sind glücklich, wenn wir ins All fliegen können. Es gibt nur ein Weltall, und wir zerteilen es nicht in Ost und West.“

Robert Franklyn Overmeyer, USA, Shuttle-Pilot und Shuttle-Kommandant mit einer Gesamtflugdauer von 290 h 23 min bei zwei Starts, Mitglied des Sojus-Apollo-Unterstützungsteams: „Wir müssen wieder zu der gemeinsamen Sprache von Sojus–Apollo zurückfinden.“

Leonid I. Popow, UdSSR, Sojus- und Salut-Kommandant, Dreifach-Kosmonaut mit einer Gesamtflugdauer von 200 Tagen 14 h 45 min 51 s: „Menschen, die sich lange im All aufhalten, werden sich ihrer Verantwortung für die gesamte irdische Zivilisation besonders bewußt.“

Dumitru Prunariu, Rumänien, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 7 Tagen 20 h 41 min 52 s: „Unsere Arbeit muß ausschließlich friedlichen Zielen dienen.“

Nikolai N. Rukawischnikow, UdSSR, Sojus-Bordingenieur und Sojus-Kommandant, Dreifach-Kosmonaut mit einer Gesamtflugdauer von 9 Tagen 21 h 10 min 35 s: „Der Vorschlag der sowjetischen Regierung, eine Welt-Raumfahrtorganisation im Rahmen der UN zu bilden, damit jedes Land Zugang zu den Erkenntnissen und Ergebnissen der Kosmosforschung erhält, beweist, daß die Kosmonautik der UdSSR nur ein Monopol kennt, das Monopol, ihre Erfolge der gesamten Menschheit zu übergeben.“

Russell Louis Schweickart, USA, Apollo-9-Astronaut mit einer Flugzeit von 10 Tagen 1 h 54 s: „Raumfahrt darf nur zum Nutzen und Wohle der gesamten Menschheit stattfinden.“

Wladimir A. Solowjow, UdSSR, Bordingenieur von Sojus, Salut und Mir, Zweifachkosmonaut mit einer Gesamtflugdauer von 362 Tagen: „Mir – Frieden – ist nicht nur der Name unserer neuen Orbitalstation. Mir – das ist das Wesen all unserer Kosmosforschung.“

Arnaldo Tamayo Mendez, Kuba, Interkosmonaut mit einer Flugzeit von 7 Tagen 20 h 43 min 24 s: „Interkosmos hat mit seinem Programm für Kuba gezeigt, wie die lateinamerikanischen Länder von der friedlichen Weltraumforschung profitieren können.“

Taylor G. Wang, USA, Shuttle-Astronaut mit einer Flugzeit von 168 h 09 min: „Das Weltall ist ein einzigartiges unnachahmliches Labor, in dem wir Experimente machen, die zu nutzbringenden Technologien und Werkstoffen auf der Erde führen.“

„Vor meinem Flug wußte ich schon, wie klein und schutzlos unser Planet ist. Aber als ich die Erde vom All aus in ihrer unbeschreiblichen Schönheit und Zerbrechlichkeit sah, begriff ich, daß es die dringendste Aufgabe der Menschheit ist, sie für künftige Generationen zu bewahren.“

Sigmund Jähn

O'Neill – und zweiunddreißig Weltraumfahrer aus dreizehn Ländern grüßen FREIE WELT-Leser mit ihrem Autogramm

BERLINER
VERLAG

FREIE WELT

1026 Berlin
Karl-Liebknecht-Str. 29

Ihre Zeichen | Ihre Nachricht vom | Unsere Nachricht vom | Unsere Zeichen | Datum

Fernschreiber
Drahtwort: Freiewelt

Postscheckkonto:
Berliner Verlag, Berlin 17717

Bankkonto: Berliner Stadtkontor
Konto-Nr. 6651-18-593

Betriebsnummer: 00284247

Moskau, Jekaterinensaal

Für zwei Tage waren die führenden Repräsentanten der Bruderparteien sozialistischer Länder des RGW in die sowjetische Hauptstadt gekommen, um ihre Meinungen zu aktuellen Fragen auszutauschen. Am Beratungstisch im Jekaterinensaal des Kreml saßen (von rechts) Todor Shiwkow, BKP, Gustáv Husák, KPTsch, Michail Gorbatschow, KPdSU, Nicolae Ceauşescu, RKP, Wojciech Jaruzelski, PVAP, Shambyn Batmunch, MRVP, Fidel Castro, KPK, Erich Honecker, SED, Truong Chinh, KPV, János Kádár, USAP. Sie erörterten Hauptprobleme der Entwicklung und Vervollkommnung der Zusammenarbeit der sozialistischen Länder, berieten Möglichkeiten für eine vollständigere Entfaltung des schöpferischen Potentials des Sozialismus. Die besondere Aufmerksamkeit galt der weiteren

Vertiefung der Beziehungen auf ökonomischem Gebiet. Die Nutzung von neuen progressiven Formen des wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Zusammenwirkens ist im Interesse der dynamischen sozialökonomischen Entwicklung der Bruderländer und fördert die Erhöhung des Lebensniveaus ihrer Völker. Die Teilnehmer des Arbeitstreffens erörterten auch die gegenwärtige internationale Lage. Sie unterstützten die prinzipielle Position der Sowjetunion in Reykjavik und hoben hervor, daß es notwendig ist, die gemeinsamen Anstrengungen für die Beseitigung der nuklearen und die Reduzierung der konventionellen Rüstungen zu verstärken. Das dient der Festigung des Friedens und der internationalen Sicherheit.

Foto: TASS

● Wörtlich

Sportler sollten sich in verstärktem Maße für die Erhaltung des Friedens, für konsequente Schritte bei der Abrüstung in Ost und West engagieren. Denn der Sport kann einen wichtigen Beitrag zur Völkerverständigung leisten, um einen neuen Krieg in Europa und anderswo zu verhindern.

Rudi Völler,
Mitglied der Fußball-National-Elf der BRD

● Kurz berichtet

Ein Buchladen, in dem ausschließlich sowjetische Publikationen angeboten werden, wurde in der Hauptstadt der nordostchinesischen Provinz Jilin, in Changchun, eröffnet. Entsprechend einem Abkommen zwischen der UdSSR und China waren zuvor bereits in Peking und Shanghai solche Läden eingerichtet worden.

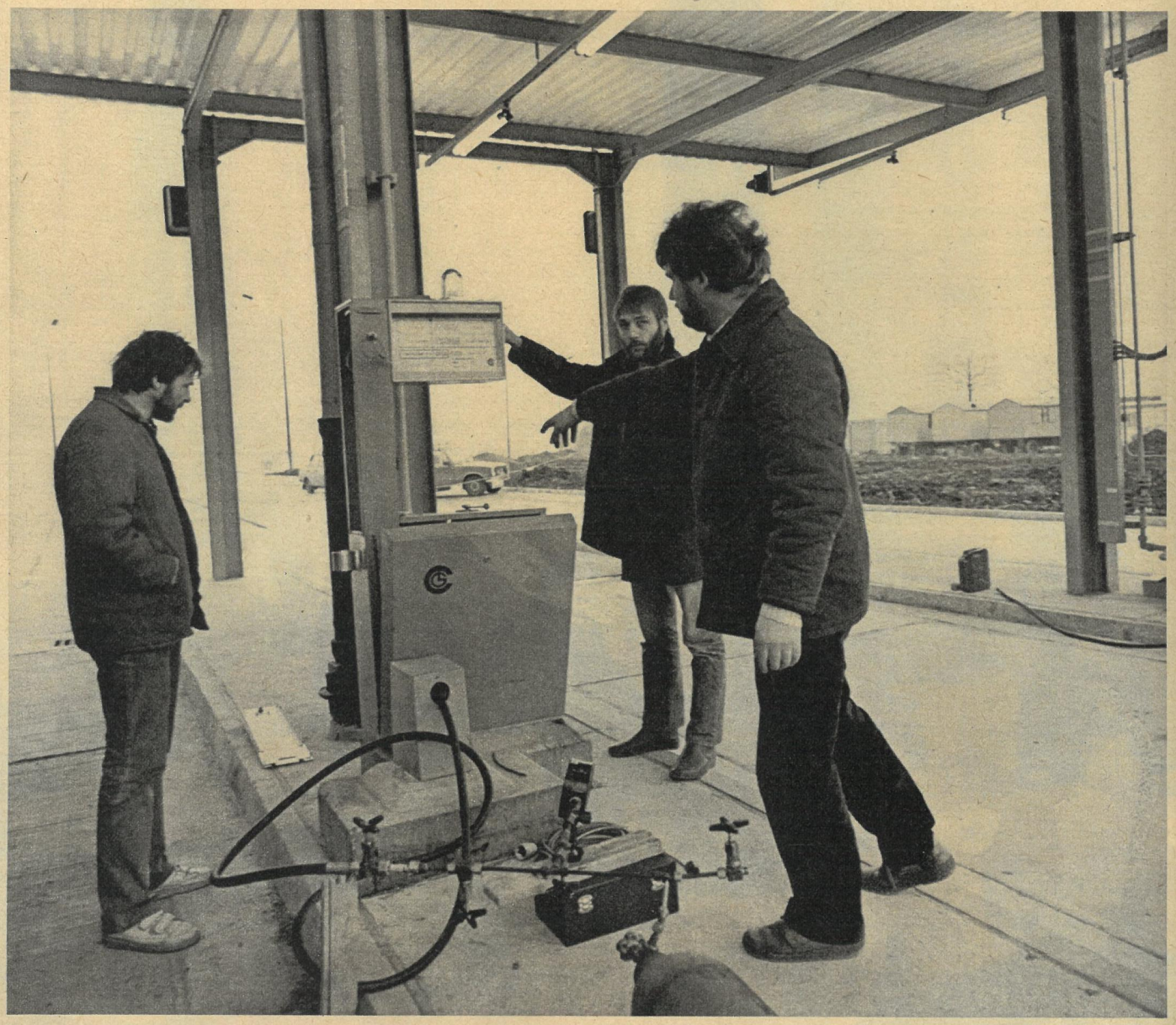
Die Gegenden an der Sava, einem der längsten und schönsten Flüsse Jugoslawiens, werden in rascherem Tempo weiter industrialisiert. Damit die Reinheit des Wassers nicht beeinträchtigt wird, unterzeichneten Vertreter von rund 90 Städten, Siedlungen und Gemeinden, die zu beiden Seiten des Flusses liegen, einen Vertrag über den Schutz des Sava-Stromgebiets.

Spezialisten der biologischen Fakultät der Moskauer Universität haben eine aus 4000 Aufzeichnungen bestehende Phonothek von Tierstimmen zusammengetragen.

Moderne elektronische Rechenausrüstungen werden im laufenden Planjahrfünft in allen Bereichen der ungarischen Volkswirtschaft weitere Verbreitung finden. Im Donauland besitzen heute 300 000 Personen Diplome und Zeugnisse, die ihnen gestatten, mit Computern zu arbeiten.

Rund eine halbe Million Saiga-Antilopen leben zur Zeit in den Steppen und Halbwüsten der asiatischen Sowjetrepublik Kasachstan. Noch um die Jahrhundertwende waren die Herden vom Aussterben bedroht.

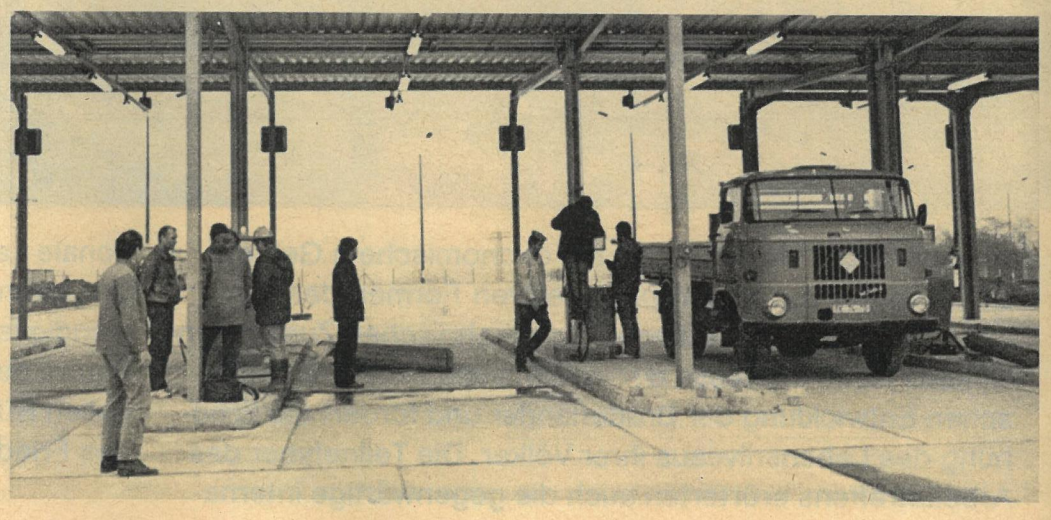
Die Moskauer Metro wird gegenwärtig von etwa 2,5 Milliarden Menschen jährlich genutzt. In New York befördert die Untergrundbahn im gleichen Zeitraum zirka eine Milliarde Menschen, in Paris 1,2 und in Tokio 1,8 Milliarden Passagiere.



Erdgas vom Hahn

Eine neue Tankstelle in Oberlichtenau bei Karl-Marx-Stadt. Doch nur ein LKW ist herangefahren, um sich frische Kraft zu holen. Dafür wurde die rotbewimpelte Absperrschnur vor den fünf Spuren einen Augenblick heruntergelassen. Nun steht der W 50 neben der Zapfsäule und durch den Schlauch strömt ... Erdgas. Diesem Vorgang gilt das Reporterinteresse: Eine solche Erdgaszapfsäule wird auf der 29. Zentralen Messe der Meister von morgen in Leipzig gezeigt. Ein Jugendkollektiv vom VEB Chemieanlagenbaukombinat Leipzig-Grimma hat den „Gashahn“ mit elektronischem Innenleben (z. B. Preisberechnung und -anzeige) in der beispielhaft kurzen Zeit von nur einem Jahr zur Fertigungsreife gebracht. Mit von der Partie: Dipl.-Ing. Achim Freyer als Themenleiter, Wolfgang Mertling als Schlosser, Heiko Jackisch als technischer Zeichner, Jens Kluge als BMSR-Monteur und Dipl.-Ing. Andreas Baum als Elektroniker. Sowjetische Partner gaben den jungen Leuten die Möglichkeit, die „Ecken und Kanten“ bisher betriebener Erdgastankstellen kennenzulernen. In Moskau gibt es bereits ein Netz davon, denn dort fahren schon Hunderte erdgasbetriebener LKW (siehe „mobile“ in diesem Heft). Die Grimmaer dankten es mit ungewöhnlichen neuen Lösungswegen für ihr Erzeugnis. Das steht nun für eine komplette Erdgastankstelle „made in GDR“, deren Probebetrieb gerade begonnen hat, auf der MMM. Das Säulen-Schöpferkollektiv wurde auf Vorschlag des Ministeriums für Chemische Industrie mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet. Denn mit der schnellen, soliden Entwicklungsarbeit schuf es Voraussetzungen für den Export kompletter Erdgastankstellen auf dem wissenschaftlich-technischen Niveau unserer Zeit in die UdSSR. Am Tag des Reporterbesuchs wurde der elektronische Rechnerkopf der Anlage geeicht (oberes Foto). Eins der kniffligsten Probleme ist gelöst: Die exakte Berechnung und Anzeige des getankten Gasvolumens. Ein Vorgang, der sich wegen des hohen Gasdrucks völlig vom Tanken mit Flüssigtreibstoff unterscheidet. Wenn jetzt auf einer der fünf Zapfstellen die Signallampe strahlend rot leuchtet, kündet sie davon: Achtung, hier wird gerade ein LKW auf neue Art „befüllt“.

Klaus Hurrelmann (Text)
Ulrich Burchert (Fotos)



Das Neueste von den Lykows

Auskunft für FREIE WELT gab der Moskauer Journalist Wassili Peskow, unseren Lesern bekannt durch seine Berichterstattung über die Einsiedler am Abakan, die – als fanatische Altgläubige aus der Sekte der „Menschenscheuen" – seit 1936 einsam in der wilden Taiga leben; 1978 war die Familie Lykow von Geologen zufällig entdeckt worden.

Diese Familie bestand einst aus sechs Personen. Inzwischen starben die Mutter (1961), eine Tochter und zwei Söhne (1981). Nur der 86 Jahre alte Vater Karp Ossipowitsch und die 42 Jahre alte Tochter Agafja leben noch. Wassili Peskow, Sie kommen gerade von dort, was hat sich Neues ereignet?

Anfang des Jahres, nach der ersten Reise ihres Lebens zu ihren altgläubigen Verwandten im Altai, hat Agafja mir gestanden, daß ihr die ganze Tragödie ihres Lebens als Frau bewußt geworden ist, nämlich in dem Augenblick, als sie das erste Mal ein Baby in den Armen hielt... Von allem, was sie das erste Mal erlebte, beeindruckte sie nicht etwa das Fliegen, sondern das Fahren in einem Zug. Von ihm schwärmte sie als von einem „Haus auf Rädern, in dem es sogar warm und sauber ist". Versuchen Sie sich einmal vorzustellen, was ein Mensch alles zum ersten Mal sieht, der sein ganzes Leben lang völlig menschenabgeschieden inmitten der Taiga lebte... Der Vater übrigens hatte Agafja für diese Reise seinen Segen nicht gegeben.

Agafja wurde ja nach vier Wochen wohlbehalten von ihren Verwandten zum Vater zurückgebracht. Wie haben die Lykows eigentlich den letzten sibirischen Winter überstanden?

Schlecht. Sehr schlecht. Beide waren im Februar schwer krank. Wären die Geologen, die seit 1978 den Kontakt zu den Lykows halten, nicht gewesen... Als man sie antraf, konnten sie sich nicht mehr erheben, die Hütte war seit Tagen ungeheizt – bei mehr als dreißig Minusgraden. Die Geologen zwangen sie, sich von ihnen medizinisch betreuen zu lassen, was ihr fanatisch-religiöser Glaube ja auch verbietet. Doch um Agafjas Gesundheit steht es ganz und gar nicht gut. Sie müßte unbedingt für einige Zeit in ein Lungensanatorium. Die Tragödie ging aber noch weiter: Im Juli fiel Karp Ossipowitsch vom Ofen. Er konnte keinen Schritt mehr gehen, war für Agafja ein schwerer Pflegefall. Viele, viele Sorgen hat diese tapfere Frau in diesem Jahr gehabt, nachdem es für sie bei den Verwandten „einen Monat im Leben freudig und warm gewesen war". Diesmal kamen zwei Philologen zur rechten Zeit. Sie wollten die archaische Sprache der Lykows studieren. Als sie dieses Elend sahen, brach einer von ihnen sofort auf, zog 15 Kilometer durch die unwegsame Taiga zum Geologenlager, um aus Krasnojarsk einen Arzt anzufordern. Der kam, und Karp Ossipowitschs Bein wurde in Gips gelegt. Diagnose: Meniskusriß. Agafja mußte dann am 9. September den Gips selbst abnehmen und, als ich – zusammen mit dem Arzt – im Oktober dort war, humpelte Karp Ossipowitsch schon wieder am Stock umher. Aber er ist seit unserer letzten Begegnung – ich suche die Lykows jedes Jahr auf – doch sehr alt geworden...

Und er ist immer noch nicht zu bewegen, sein Einsiedlerdasein aufzugeben?

Nein. Er würde ja sein ganzes Leben in Frage stellen.

Denkt er denn gar nicht an seine Tochter?

Er sorgt sich sehr um sie. Und am liebsten sähe er es, wenn einer der wiedergefundenen altgläubigen Verwandten zu ihnen in die Taiga zöge. Aber so fanatisch ist heute kein Altgläubiger mehr.

Und Agafja?

Sie „möchte mit Flügeln zu den Verwandten fliegen", aber sie würde niemals den Vater alleine zurücklassen.

Interview: Gisela Reller

Patenschaft für Pandas

Man sagt in China, der Bambus sei „Tisch und Haus" des Bej Schun, des Weißen Bären. Das tropisch-subtropische Riesengras bildet seine Hauptnahrung und bietet ihm sicheres Obdach (im Lichterspiel des Bambusdschungels wird er durch seine Schutzfärbung optisch „aufgelöst") – doch der Bambus kann auch Verderben bringen... Auf die Bambusblüte folgt eine Zeit, da die alten Stengel verdorren und sich in der Erde das neue Wachstum erst allmählich vorbereitet. Tritt diese Erscheinung in einer ganzen Landschaft gleichzeitig auf, kommt es zur Hungersnot unter den Großen Pandas oder Bambusbären. Selbst die in Freiheit lebenden Tiere sind dann auf die Hilfe des Menschen angewiesen. So werden im Umkreis des Panda-Schutzgebietes Wolong, Provinz Sichuan, gefährdete Tiere durch Bergbewohner betreut (oben: Fütterung eines verirrten, entkräfteten Bären). Eine landesweite „Aktion Bambusbär" wurde ausgerufen, als – für die Botaniker überraschend – der Bambus gleichzeitig auf weiten Flächen verschiedener Gebirgsprovinzen zu welken begann. Mit Spenden finanzierte Suchtrupps durchkämmten die verdorrenden Haine, und es gelang, eine ganze Anzahl kranker, hungernder Pandas in menschliche Obhut zu nehmen und wiederaufzufüttern; für mehrere Dutzend Exemplare aber kam jede Hilfe zu spät, andere starben trotz medizinischer Betreuung. Ein schmerzlicher Verlust angesichts der Tatsache, daß die Restbestände des Bambusbären nicht viel mehr als tausend Köpfe betragen dürften... Ungeklärt ist bis heute, wie sich die „Monodiät" dieser eigenartigen Tierform, die Spezialisierung auf ganz wenige Bambusarten, herausbildete (Bambusratte und Kleiner Panda überstehen mit einem nur wenig breiteren Nahrungsspektrum die Wachstumsschwankungen in den Bambuswäldern sehr gut). Experten sprechen von einer „Sackgasse der Evolution", in der sich der Große Panda befindet; sein Verdauungssystem, das sich von fleischfressenden Vorfahren herleite, sei nur ungenügend auf die pflanzliche Kost umgestellt. Herkunft, Verhaltensweisen und Körperfunktionen des Bambusbären sind Gegenstand eines Forschungsprogramms, das mit Unterstützung des Welttierschutzverbandes entwikkelt wurde. Als erste praktische Maßnahme erfolgt im Gebiet von Wolong die Anpflanzung „gemischter" Bambushaine, um ein gleichmäßigeres Nahrungsangebot zu gewährleisten. Dafür werden neue Sorten aus Südchina eingeführt. Zu erforschen sind auch viele Geheimnisse aus den Wachstumsvorgängen der Bambusgräser. Noch völlig unbekannt ist die Steuerung des Vegetationszyklus, der bei jeder einzelnen Art in anderen Zeiträumen verläuft. Beim Erblühen und nachfolgenden Absterben verzeichnet man Abstände von 28 bis zu 80 Jahren. Eine auf den japanischen Inseln beheimatete Form hat nachweislich über hundert Jahre nicht mehr geblüht!

Ao Enhong

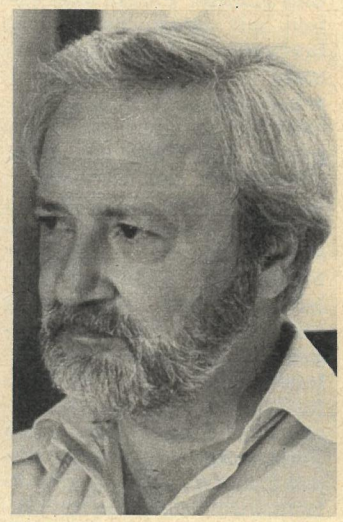
Wo die Fäden zusammenlaufen

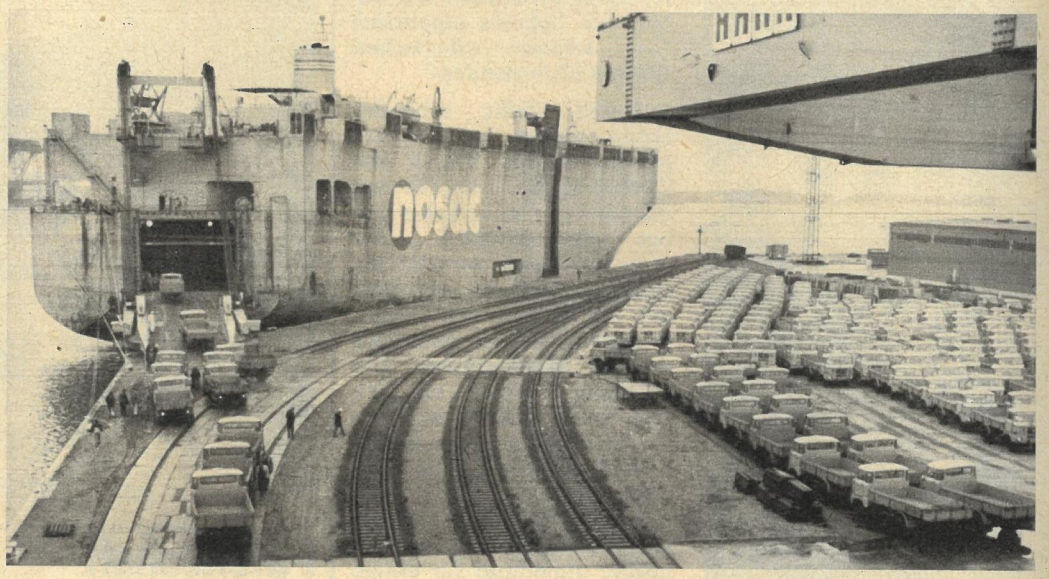
Vom Himmel heruntergeholt, fiel der „Lieferant" Eugene Hasenfus nicht nur der nikaraguanischen Revolutionsarmee in die Hände; der Sturz riß auch ein Loch in die sorgsam gehütete Deckung des Weißen Hauses. Des US-Präsidenten sehnlichster Wunsch, die Regierung in Nikaragua vernichtet zu sehen, war nicht neu. Doch sind ihm die Hände gebunden, war die überwiegende Meinung im Kongreß. Als sich dieser vor Jahren weigerte, den Contras „todbringende Hilfe" – so lautet es offiziell – zu gewähren, fand das Weiße Haus einen Dreh. Es wird sich, eingedenk des Vietnam-Traumas, aus allen operativen und militärischen Belangen heraushalten, hieß es, um die Öffentlichkeit zu beruhigen. Der Kongreß wusch seine Hände in Unschuld und genehmigte die 100 Millionen Dollar für die Contras. Eine „Hilfe", aus der den USA kein moralischer Schaden erwachse, meinte man schlechten Gewissens. Nun grub die eigene Presse aus, was Sachkennern längst bekannt war. Das Weiße Haus fingerte nicht nur kräftig mit, sondern koordinierte Aktionen größten Ausmaßes. Es wurde offenbar, daß die Waffenbeschaffung und die Transportmittel, die man stets ominösen privaten Unternehmungen zuschrieb, vom Weißen Haus gelenkt wurden. In den Händen des CIA-Direktors William J. Casey, des Mitarbeiters im Nationalen Sicherheitsrat Oliver L. North und des Staatssekretärs für Lateinamerikanische Angelegenheiten Elliot Abrams liefen alle Fäden zusammen. Sie verwalteten die staatlichen und „privaten" Zuwendungen von Organisationen reaktionären bis faschistischen Zuschnitts, sorgten für die Kontakte mit Politikern in Honduras und El Salvador und für Ausbildungscamps für die Contras, dirigierten und unterwiesen die militärischen US-Ausbilder und nahmen Einblick in die militärischen Aktionen. Der tief gefallene Hasenfus wirbelte nicht nur Geheimpapiere umher, die das belegen, er tat auch den Mund auf, um einiges mehr mitzuteilen. Was bei den Untersuchungen und Vernehmungen herauskam, ließ den ehemaligen USA-Generalstaatsanwalt Ramsey Clark nur den einen Schluß ziehen: Hier liegt eine eindeutige Verletzung des Völkerrechts vor.

Hans Bergmann

Petersburger Trilogie

Ein Jahrzehnt seines Lebens – er ist jetzt vierundfünfzig – schrieb er auch für FREIE WELT. Begonnen hatte die Zusammenarbeit mit einer Reportage über den ersten sowjetischen Stadtkommandanten von Prenzlau, der später – 1984 – zur literarischen Figur seiner Novelle „Legende vom See" wurde. Und manch einem unserer Leser mögen seine einfühlsamen Beiträge zur FW-Serie „Menschen im Konflikt" in guter Erinnerung geblieben sein. Also gehörte FREIE WELT zu den ersten Gratulanten, als der geborene Berliner Hasso Laudon, gelernter Schlosser, der Pädagogik studierte, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie arbeitete und sich auch auf anderen Gebieten ausprobierte, vor ein paar Wochen von Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, den Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft entgegennahm. Verdiente Ehrung für mehr als ein Vierteljahrhundert literarischen Schaffens. Romane wie „Das Labyrinth" und „Adrian" kennzeichnen Stationen dieses Weges. Mit „Tamara oder Podruga heißt Geliebte" wandte sich Laudon erstmals dem großen Thema der deutsch-sowjetischen Beziehungen zu. Zwischen diesem Roman und dem nächsten liegen Jahre; Jahre intensiver, mühevoller Vorarbeit zu „Der ewige Ketzer", einem Dostojewski-Roman, der auf beeindruckende Weise rund zwei Lebensjahrzehnte des Dichters lebendig werden läßt. Der nächste große Russe, der ihn beschäftigt und ihn wiederum, wie schon auf Dostojewskis Spuren, mehrfach in seine „zweite Vaterstadt", nach Leningrad, führte, ist Alexander Puschkin. Das Manuskript wird er im nächsten Jahr abschließen. Einen Titel gibt es bereits: „Das Reiterdenkmal". Und auch einen Verlag, den Buchverlag „Der Morgen", in dem der Autor etliche Jahre als Lektor tätig war. Laudons Pläne für die fernere Zukunft sind recht real: Mit einem Werk über Lebensstationen Nikolai Gogols will er seine Petersburger Trilogie vollenden. Unlängst erschien von ihm „Gulliver im Irrenhaus", ein Band autobiographischer Erzählungen aus dem ersten Nachkriegsjahrzehnt, während der Kinderbuchverlag „Wunderkind und Zauberflöte" zum Druck vorbereitet, ein Mozart-Buch für junge Leser ab 12. *Horst Goldschmidt*





Chinatörn

Roll-on in Rostock (Foto oben), roll-off in Shanghai: Annähernd 9000 Lastkraftwagen aus Ludwigsfelde sind seit Jahresanfang auf diese Weise schon nach China exportiert worden. 1985 fuhr die eingespielte Hafenmannschaft Rostocks über 50 000 Fahrzeuge aller Größen und Bestimmungszwecke in die Spezialtransporter hinein bzw. heraus. Noch drei solcher Riesen wie dieser Norweger am Kai werden bis Jahresende im Überseehafen erwartet.

Hängebad

Es tut ihnen sichtlich gut. Die Betriebspatienten rekeln sich in einem betriebseigenen Bad, das ihnen außerdem noch Behandlungen im Druckstrahlenbassin, Schlammbäder und Massagen ermöglicht. Für seine dreitausend Kollegen hat das Aluminiumwerk in Ajka (Zentralungarn) zudem noch Spezialabteilungen für physiotherapeutische Zwecke parat. Gesamtleistung: 20 000 Behandlungen jährlich, die auch von bedürftigen Einwohnern der Stadt in Anspruch genommen werden.

Geistergolf

Regen Zuspruch fand in den letzten warmen Herbsttagen die neue Minigolfanlage im Zoo von Usti nad Labem (ČSSR). Die fünfzehn Stationen erhielten phantastische Hindernisse, Skulpturen, die der Bildhauer Jindřich Vydra schuf. Mit diesen märchenhaften Figuren setzt der 1948 gegründete Zoo seine originelle bildnerische Gestaltungslinie fort. Populär sind auch die Plastiken prähistorischer Tiere auf diesem romantischen, 26 Hektar großen Terrassengelände.

Lokgeschichte

Historische Dampflokomotiven, eine neue sowjetische Briefmarkenserie: In fünf Werten stellt sie nicht schlechthin verschiedene Loktypen vor, sondern erinnert auch an besondere geschichtliche Ereignisse. Diese Lok, die „Dnjepropetrowsk", war dem Zug vorgespannt, der 1945 die sowjetische Delegation zur Potsdamer Konferenz brachte.

Soja, dein Gesicht...

In der deutschen Sprache – und auch in anderen – gibt es das Wort „Massenheroismus“, und wir gebrauchen es, um beispielsweise den millionenfachen Aufstand gegen den Faschismus zu benennen. Jedoch: In dieser Summe bleibt der einzelne anonym, sein Schicksal erhält keine Kontur und unsere Sympathie kein Ziel. Schmerz wird erst fühlbar durch ein Gesicht. Eine von mehr als zwanzig Millionen Sowjetbürgern, die ihr Leben gaben, hieß Soja Kosmodemjanskaja... Sie zählte achtzehn Jahre, als die Faschisten vor Moskau standen, war Schülerin, Komsomolzin. Die andere Gesellschaftsordnung hatte sie nicht mehr kennenlernen müssen, sie wurde bereits hineingeboren in den mühevoll, aber doch spürbar sich entwickelnden Sozialismus. Der bot ihr ein menschliches Zuhause, eine klare Perspektive, Zufriedenheit, Glück – Werte also, die auch ein Jugendlicher zu schätzen weiß. Es ist daher anzunehmen, daß mit Soja, die eine kluge, fleißige Schülerin gewesen sein soll, nicht erst gesprochen werden mußte, als Wachen wegen der faschistischen Bombenangriffe in der Schule aufzustellen waren. Im Gegenteil. Nach dreieinhalb Monaten, so wird berichtet, ging sie zum Moskauer Komsomolsekretär Schelepin und führte erregte Klage. Der Beitrag, den sie für die Verteidigung der Heimat leistete, schien ihr zu gering. Sie wollte mehr, sie wollte zu den Partisanen. Man stimmte letztlich zu. In Petrischtschewo legte sie Feuer an Häusern, in denen die Okkupanten Quartier genommen hatten; die Frage nach Sinn oder Wert einer solchen Aktion ist unzulässig angesichts der übergroßen Gefahr für das Sowjetland – jede Tat war wichtig. Soja jedoch wurde dabei gefaßt, gefoltert und schließlich gehenkt. Später faßte man einen ihrer Mörder, den Unteroffizier Karl Bäuerlein. „Sie war blau vor Frost, aus ihren Wunden floß Blut, aber sie machte keine Angaben“, gab er zu Protokoll...

Die der Hinrichtung am 29. November 1941 beiwohnenden Dorfbewohner hatten die Partisanin vorher nie gesehen. Erst als zwei Monate später der Ort befreit und der Leichnam exhumiert wurde, erfuhr man ihren Namen...

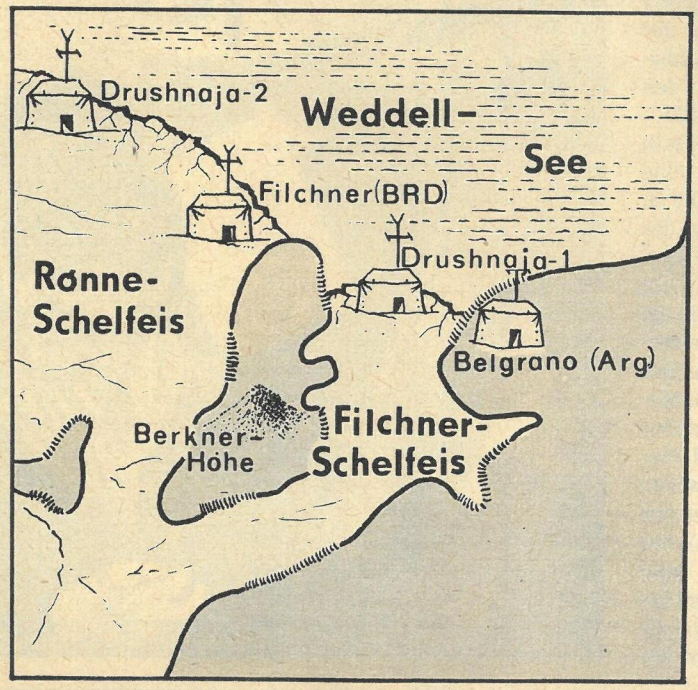
Frank Schumann

„Drushnaja“ wird leben

Ein dreihundert Meter tiefer Abgrund, kalt und weiß, sollte nur wenige Monate später an dieser Stelle klaffen, wo vom Flugzeug aus dies einmalige Foto von der sowjetischen Antarktisstation „Drushnaja-1“ entstand. Vor zehn Jahren auf einer „Zunge“ des ausgedehnten Filchner-Gletschers errichtet (siehe Karte), geriet diese für südpolare Verhältnisse große Basis samt Unterkünften, Energieblock, Flugplatz und Sender in einen gigantischen Eisabbruch. Das, was übrig blieb, schwimmt jetzt in der Weddell-See. Es muß ein mächtiges Getöse gegeben haben: Die übergroße 300 Meter dicke Eistafel, die abbrach, maß 200 Kilometer in der Länge und 100 Kilometer in der Breite! Klyck (Stoßzahn) nannten die sowjetischen Forscher, die Poljarniki, diese Ecke. Sie haben das Krachen der Natur nicht gehört, denn die „Drushnaja-1“ war zu jenem Zeitpunkt nicht bewohnt. Sie war eine von zehn sowjetischen Saisonstationen, auf der nur im antarktischen Sommer – er beginnt etwa, wenn's bei uns wintert – gearbeitet wird. So hatte die Forschungshundertschaft, Teilformation der 31. sowjetischen Antarktisexpedition, den unheilbringenden Ort schon verlassen, als sich der Eispanzer des sechsten Kontinents reckte. Das Naturereignis, das sich schon im Juni abspielte, wurde erst am 2. Oktober, nachdem man es auf Satellitenfotos entdeckt hatte, offenkundig. Die Besatzung der Dauerstation „Molodjoshnaja“ (Jugend), eine der sieben ständigen Antarktiszentren der UdSSR, bestätigte die Hiobsbotschaft... Abbrechende Gletscherkanten, die sich dann als Tafeleisberge in die Weltozeane schieben, sind rings um den südlichen Eisschrank der Erde nichts Besonderes. Aber eine solche Riesenplatte, wie sie sich vom nach dem deutschen Polarforscher Filchner benannten Schelfgletscher abgespalten hat, entsteht höchstens ein- oder zweimal in einem Jahrhundert. Die sowjetischen Poljarniki von „Drushnaja-1“ konnten also darauf vertrauen, daß der günstige Platz, der sich hier für geologische Schelferkundungen anbot, lange stabil bleiben würde. Auch war ihren Nachbarn weder früher, noch jetzt dergleichen zugestoßen. Ausgerechnet die „Drushnaja-1“, wo erfolgversprechend nach Erdgas gefahndet wurde, mußte erfahren, daß die Antarktis für Überraschungen immer wieder gut ist. Und man war gerade dabei, für alle Fälle Vorsorge zu treffen, weil die „Drushnaja-1“ Jahr um Jahr auf dem Rücken des Gletschers zwei Kilometer meerwärts wanderte. Es war klar, daß dieser antarktische Stoßzahn irgendwann einmal abbrechen würde. Aber wann? Für eine präzise Berechnung des kritischen Zeitpunkts lagen den Glaziologen vom geographischen Akademieinstitut, die im vorigen Jahr eine entsprechende Analyse begannen, noch zu wenig Daten vor...

Doch von Verzagen der Poljarniki kann natürlich keine Rede sein, auch wenn der teilweise oder gar völlige Verlust der Station schmerzt. Die 32. SU-Expedition ist schon unterwegs. Mit sieben Schiffen. Auf dem Luftwege eingetroffen ist bereits die Vorausgruppe. Und mit Hubschraubern wird von dem inzwischen in drei Teile geborstenen, driftenden Rieseneisberg gerettet, was zu retten ist. – Dreißig Jahre Forschung auf dem kältesten, windigsten und unwirtlichsten Kontinent – da hat man Erfahrung mit den Hürden, die die Antarktika auftürmt. „Drushnaja-1“ wird wieder aufgebaut. In der Nähe der alten Position. Es wird weiter geforscht, es wird nach Erdgas und -öl gesucht. Und: Es kommt noch eine weitere Station hinzu, „Drushnaja-3“.

Volker Hempel



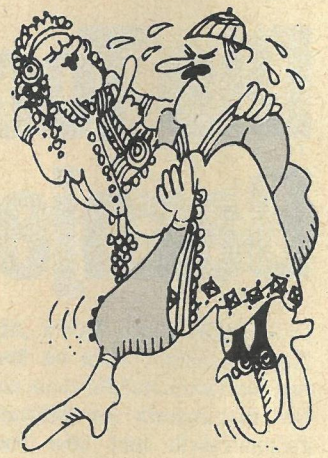
● Gut gesagt

Um in der Wissenschaft etwas Eigenes hervorbringen zu können, sind gigantische Anstrengungen und das klare Bewußtsein erforderlich, daß du auf deinem Platz die Hauptverantwortung trägst.

Juri Owtschinnikow, Biologe, Vizepräsident der AdW der UdSSR

● Am Rande

Modedamen haben es noch nie leicht gehabt, doch die Modenärrinnen vergangener Jahrhunderte aus Choresm (Usbekistan) hatten es ganz besonders schwer. Das Gewicht ihrer Kleidung mit Glas- und Silberverzierungen sowie Gürteln betrug oft mehr als 16 Kilogramm. – Wer schön sein will, muß leiden!



● Persönliches

Der jugoslawische Geographie-Professor Vladimir Zubic vermag im Kopfrechnen die 37. Wurzel aus einer hundertstelligen Zahl in nur zwei Minuten und 17 Sekunden zu ermitteln. Er ist überzeugt, damit den absoluten Weltrekord zu halten.

Einer der größten ungarischen Gegenwartskünstler, der auch international anerkannte Bildhauer, Grafiker und Meister der Medaillenkunst Miclós Borsos, wurde kürzlich 80 Jahre alt. Er ist insofern ein Phänomen, als er seine teils monumentalen, teils miniaturhaften Porträts völlig aus dem Gedächtnis heraus gestaltet.

Nicht schlecht staunten da die Musiker, als der Leningrader Geigenbauer Wladimir Muchin ihnen ein Instrument aus Schaumstoff, einem normalerweise schalldämmenden Material, vorführte und dieser Geige die zartesten Töne entlockte. Inzwischen wurden auch Bratsche und Cello aus Schaumstoff getestet.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: A. Paszkowiak, D. Steinberg, Th. Franze, I. Schreiber, H. Hamann; ZB/MTI, ZB/ČTK; Repros: „China im Bild“, FW-Archiv; Karte: J. Arfert; Vignette: D. Schüler

Die Tochter in Barajevo

Daß Kinder ihren Eltern „über den Kopf wachsen“, kann im übertragenen Sinn auch auf Betriebe zutreffen. Das Stammwerk der Belgrader Kugellagerfabrik und sein Tochterbetrieb in Barajevo sind anschauliches Beispiel dafür. Seine Initialen IKL, Kurzform für „Industrija Kotrljajčih Ležajeva“, genießen in Jugoslawiens Volkswirtschaft hohes Ansehen als Markenzeichen für Leistungskraft und Qualität des einzigen Kugellagerproduzenten im Lande.

Eingezwängt in enge Straßen liegt das 1948 gegründete Stammwerk mitten im Zentrum der jugoslawischen Hauptstadt. Hier werden jährlich 17 Millionen Kugellager produziert. Das ist viel – und dennoch zu wenig, um den wachsenden Bedarf der eigenen Wirtschaft und die Nachfrage der zahlreichen Exportkunden – insbesondere aus der Sowjetunion, den USA, Italien, Polen und der ČSSR – zu befriedigen. In der alten Fabrik aber war aus Platzmangel an eine Ausweitung der Produktion nicht zu denken. Die anderthalb Hektar des Betriebsgeländes, auf dem je Quadratmeter Produktionsfläche ein Weltspitzenwert an Erzeugnismenge gefertigt wird, setzten hier unüberwindliche Grenzen. So faßte man den Entschluß, sich eine „Tochter“ zuzulegen. Um sie kennenzulernen, fuhren wir in das 35 km von Belgrad entfernte Barajevo, ein im idyllischen Hügelland der Sumadija gelegenes schmuckes Dörfchen (Bild oben), das seine Besucher nun schon mit industriellem Wahrzeichen von weitem begrüßt: Die silberglänzende Kugel eines Wasserspeichers auf blauem Betonschaft und der Fabrikschornstein mit der Aufschrift IKL sind zu sehen, lange bevor die ziegelroten Dächer der Wohnhäuser auftauchen. Ihnen zu Füßen dehnt sich im Tal eine respektable Werkhalle von 150 Meter Länge und 100 Meter Breite. Alles an ihr erscheint hell und freundlich. Die Maschinen im Innern blitzen, als seien sie eben erst ausgepackt worden. Und sie werden von überwiegend jungen Leuten bedient.

Wieso wurde gerade Barajevo als Standort für das neue Zweigwerk gewählt? Kosta Stojanović, der Technische Direktor, antwortet: Hier haben wir reichlich Platz. 24 Hektar Betriebsfläche lassen auch weiteres Wachstum zu. Außerdem wohnen in diesem Dorf etliche unserer langjährigen Mitarbeiter, sie sparen nun täglich mindestens zwei Stunden Arbeitsweg ein. Die zunächst 580 Arbeitsplätze, die mit diesem Zweigwerk neu geschaffen wurden, bieten der Jugend Barajevos eine gesicherte berufliche Perspektive (Bild unten).

Der vielversprechende Anfang ist inzwischen gemacht. 1985 nahm die Tochterfabrik die Produktion auf, ihre Jahreskapazität beträgt 20 Millionen Kugellager – unentbehrlich für Elektromotoren und Kraftfahrzeuge, Waschmaschinen, Haushaltstechnik und vieles andere. Die technische Ausstattung des Betriebes entspricht modernsten Anforderungen. Spätestens hier kommen die jugoslawischen Gastgeber auf ihre enge Zusammenarbeit mit Betrieben unseres Landes zu sprechen: Der größte Teil der Ausrüstung stammt aus der DDR. Die Berliner Werkzeugmaschinenfabrik, Mikrosa Leipzig und das Schleifmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt lieferten u. a. Mehrspindeldrehautomaten und Schleifmaschinen. Aus der Sowjetunion kamen die Aggregate für die thermische Bearbeitung, aus jugoslawischer Produktion stammen Transportanlagen, Kontrollmechanismen und Kühlsysteme.

„Mit den Maschinen aus Ihrer Republik sind wir überaus zufrieden, sie haben ihre Bewährungsprobe glänzend bestanden“, äußert Generaldirektor Djoko Vergaš. „Unsere seit 1979 bestehenden Kontakte mit DDR-Unternehmen gehen weit über das klassische Käufer-Verkäufer-Verhältnis hinaus. Zwischen uns werden Delegationen und Informationen ausgetauscht, im kameradschaftlichen Zusammenwirken haben unsere Spezialisten manche technische Weiterentwicklung zuwege gebracht. Wir schätzen an unseren DDR-Partnern vor allem ihre Vertragstreue, das hohe Qualitäts- und Produktivitätsniveau ihrer Erzeugnisse sowie den soliden Service.“ IKL möchte diese Zusammenarbeit auch in Zukunft fortsetzen.

Wolfgang Clausner (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

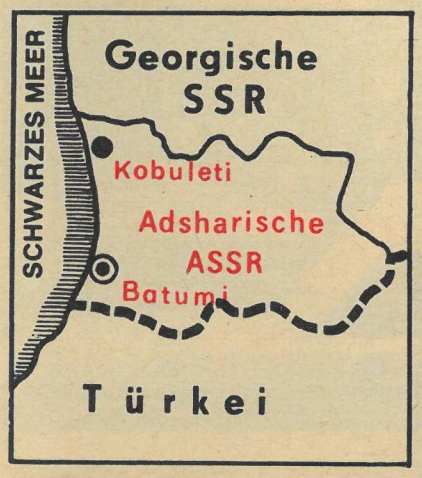
FREIE WELT

1986

Die Adsharen

Gisela Reller und Nina Charitonowa (Text)
Detlev Steinberg (Bild)

Die Adsharische ASSR ist die kleinste der zwanzig autonomen Sowjetrepubliken. Sie liegt im Südwestzipfel der Georgischen SSR, ihre Hauptstadt Batumi nur zwanzig Kilometer von der Staatsgrenze zur Türkei entfernt. Drei Jahrhunderte lang war dieser Teil des einstigen Kolchis-Staates vom Osmanischen Reich annektiert. Die früher christlichen Georgier wurden hier von den Türken gezwungen, den moslemischen Glauben anzunehmen. Wegen dieser zum übrigen Georgien unterschiedlichen Geschichte, Kultur und Lebensweise wurde den hier lebenden Bewohnern 1921 innerhalb Georgiens Autonomie gewährt. So nennen sich die Bewohner Adshariens nach der Bezeichnung ihrer Republik Adsharen, sind ihrer Nationalität nach jedoch Georgier. – Batumi gehört zu den wichtigsten Schwarzmeerhäfen der UdSSR. Was Wunder, wenn viele kleine Adsharen davon träumen, später einmal zur See zu fahren…



Dshemal Tschigwarija ist Leiter der Georgischen Seereederei.

LEXIKALISCHES

Lage: Die Adsharische ASSR (Kurzbezeichnung: Adsharien) liegt im Kleinen Kaukasus mit Grenzen zum Schwarzen Meer im Westen und zur Türkei im Süden.

Territorium: Adsharien ist 3000 km² groß. Der größte Teil der Oberfläche Adshariens wird von Gebirgs- und Vorgebirgsländern des Kleinen Kaukasus eingenommen. Die höchste Erhebung (Chewa) erreicht 2812 m ü. M. Die Flüsse sind wasserreich. Über die Hälfte des Territoriums ist waldbedeckt.

Klima: Es ist feucht-tropisch, höhenmäßig gegliedert, jährliche Niederschlagsmenge bis 2500 mm, eines der feuchtesten Gebiete der Sowjetunion.

Bevölkerung: Die Adsharische ASSR wird von 367 000 Menschen bewohnt (1982).

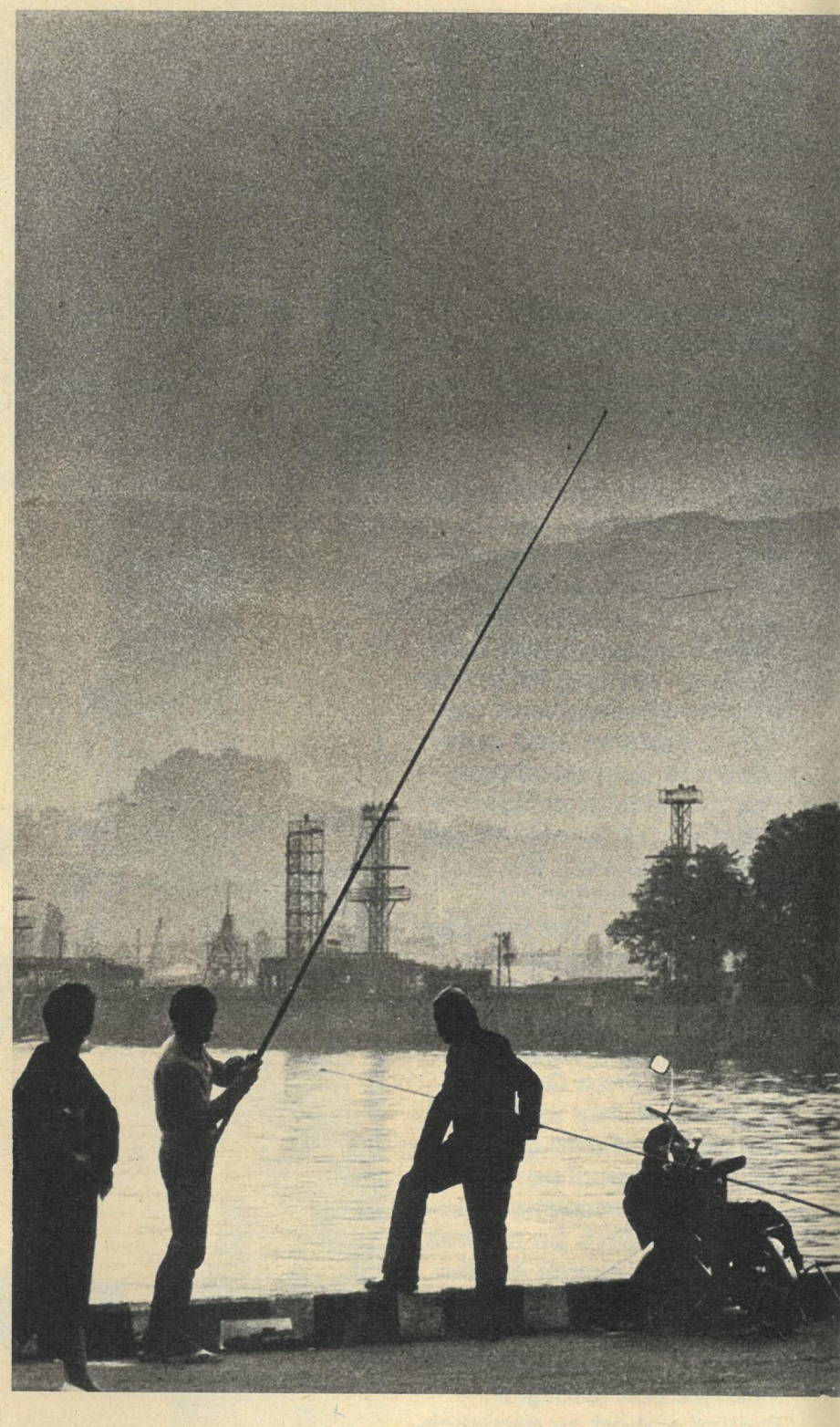
Hauptstadt: Batumi (früher auch Batusi) mit über 120 000 Einwohnern. Die im 1. Jh. gegründete Stadt liegt in der Küstenebene am Schwarzen Meer. Sie ist Kurort (mit der längsten Badesaison der UdSSR), Kulturzentrum (Delphinarium, Botanischer Garten) und Industriestandort (Erdölverarbeitung, Maschinenbau, Schiffbau). Es gibt ausgedehnte Zitrus- und Teeplantagen. Batumi besitzt einen bedeutenden Hafen zum Export von Erdöl und Manganerz.

Geschichtliches: ***Seit 10. Jh.:*** Adsharisches Gebiet gehört zu Georgien. ***2. Hälfte 16. Jh.:*** Adsharisches Territorium gerät unter türkische Herrschaft; die georgische Bevölkerung nimmt weitgehend den Islam an. ***1877/78:*** Nach dem Russisch-Türkischen Krieg muß die Türkei Adsharien an Rußland abtreten. ***Ende 19. Jh.:*** Es setzt eine industrielle Entwicklung ein, vorrangig Erdölgewinnung. ***1898:*** In Batumi sind 11 000 Arbeiter beschäftigt. ***1905/07:*** Während der Revolution kommt es zu bewaffneten Aktionen der Arbeiter und Bauern. ***1917:*** Adsharien gerät nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution unter die Herrschaft der menschewistischen Regierung Georgiens. ***April 1918:*** Türkische Trup-

Ein Regenwald ist ein immergrüner Wald der inneren Tropen mit außerordentlichem Artenreichtum – so steht's im Lexikon. Was aber ist eine Regenstadt? Ich meine, eine Regenstadt ist eine immergrüne Stadt im tropischen Teil des Kaukasus mit außerordentlichem Artenreichtum und – wetterunverdrossenen Bewohnern. Den Batumier möchte ich sehen, der sommers ohne Schirm das Haus verläßt. Einem Besucher fällt es anfangs schwer, auch bei strahlendblauem Himmel und lachendem Sonnenschein auf Schritt und Tritt das lästige Utensil mitzuschleppen. Doch es muß sein, denn gleich, ganz gleich wird er nichts dringender benötigen als dieses. Mich söhnt mit dem oft stundenlangen Regen in Batumi immer wieder das Danach aus: Gerade hat es aufgehört zu gießen, schon lacht wieder die Sonne, trocknet alles blitzschnell und – es ist unbeschreiblich hell, blank, heiter, licht, duftend. Innerhalb einer Stunde läßt nichts mehr darauf schließen, daß sich hier kleinere Tröpfchen zu größeren vereinigt hatten, die sich nicht mehr in der Schwebe halten konnten. Fazit: Wer nach Batumi reist, darf auch außerhalb des Schwarzen Meeres nicht wasserscheu sein.

★

Batumi ist die südlichste Stadt, der südlichste Kurort und der südlichste Hafen des Schwarzmeergebiets. Am Ufer einer tiefen Bucht gelegen, ist Batumi ringsum von malerischen Hügeln umgeben. Die Badesaison dauert hier – im wärmsten Ort der kaukasischen Schwarzmeerküste – von Mai bis November. Unter Palmen und Magnolien gehn spaziern nicht nur die Mägdelein, und wer sich die richtige Bank zu exotischer



Die Straßen Batumis sind vom Meer durch den Primorski-Park getrennt.

Im Hafen von Batumi konkurriert sonntags die Anzahl der Angler mit der Anzahl der Schiffe.

Rast aussucht, hat hinter sich einen ganz und gar echten Bambushain. Der zentrale Teil Batumis liegt direkt an der Küste, die Badestrände sind durch einen zwei Kilometer langen Streifen subtropischer Bäume von der Straße getrennt. Man nennt Batumi auch „südlichstes Meerestor der Sowjetunion". Hier befindet sich die Zentrale der Seereederei der Georgischen SSR, deren Schiffe auf den Meeren und Ozeanen aller Kontinente zu finden sind.

★

Den Chef der Georgischen Seereederei, Dshemal Tschigwarija, finden wir – obwohl Sonntag ist – in seinem Büro. Zur Reederei, 1967 gegründet, gehörten einst dreizehn Schiffe, heute sind es einundfünfzig, 1990 sollen es sechzig sein, aufs modernste ausgerüstet. Exportiert werden hauptsächlich Erdöl und Erdölprodukte, auch Kohle, Erz, Bauxit. Vom Haupthafen Batumi laufen Tanker, Frachtschiffe und Schüttgutfrachter aus, von Suchumi aus stechen Passagierschiffe in See, von Poti aus nur Schüttgutfrachter. Vertreter von vierunddreißig Völkern gehören zur achttausendköpfigen Belegschaft. Dshemal Tschigwarija, in Adsharien geboren, ist seiner Nationalität nach Georgier. „Ich wollte nach Abschluß der zehnten Klasse unbedingt auf die Seefachschule in Batumi", sagte er uns. „Aber meine Eltern – beide Pädagogen – erlaubten es nicht. Sie meinten, jeder Junge, der am Meer aufwächst, wolle Seemann werden. Sie nahmen meinen Berufswunsch nicht ernst. Mutter wollte aus mir unbedingt einen Arzt machen. Ich aber blieb hartnäckig und begann als Hafenarbeiter, wurde dann Docker, dann Mechanisator, dann Mechaniker, dann Schichtleiter, dann Leiter der Frachtabteilung, dann Stellvertretender Leiter des Hafens, dann Stellvertretender Leiter der Seereederei, 1982 dann ihr Leiter. Nun habe ich Ihnen in einer Minute erzählt, wozu ich dreißig Jahre gebraucht habe."

Dshemal Tschigwarija ist der erste Leiter der Seereederei, der einst Hafenarbeiter war, alle vorangegangenen waren Kapitäne. Dshemal Tschigwarija hat einen Sohn, der in Batumi die Seefachschule besucht hat, er arbeitet gegenwärtig als Dritter Mechaniker und absolviert die Seehochschule in Noworossisk im Fernstudium. „Die dreizehnjährige Tochter will jeden Tag was anderes werden."

pen besetzen Batumi und das umliegende Gebiet. ***Dezember 1918:*** Die türkischen Truppen werden von englischen Truppen abgelöst, die sich an der Intervention gegen Sowjetrußland beteiligten. ***1920:*** Die Macht geht erneut in die Hände der Menschewiki über. ***März 1921*** Die Menschewiki werden von den revolutionären Arbeitern und Bauern mit Hilfe der Roten Armee gestürzt. ***16. 6. 1921:*** Im Verband der Georgischen SSR wird die Adsharische ASSR gegründet.

Wirtschaftliches: Adsharien ist eine Republik mit bedeutender Industrie und hochentwickelter Landwirtschaft. Hauptzweige der ***Industrie*** sind die Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse (Tee, Wein, Obst-, Gemüsekonserven), die Erdölverarbeitung, der Maschinenbau (elektrotechnische Erzeugnisse, Einrichtungen für die Lebensmittelindustrie, Schiffbau) und die Leichtindustrie (Leder-, Konfektions-, Holzverarbeitungsbetriebe). In der ***Landwirtschaft*** spielt der Anbau subtropischer Kulturen (Zitrusfrüchte, Granatäpfel, Tee) und die Nutzung schnellwachsender Gehölze (Bambus, Eukalyptus, Tungbaum) eine große Rolle.

Weib, Wein und Pferd kosten
manchem das Leben.

★

Suchst du eine Frau, trau den Ohren
mehr als den Augen.

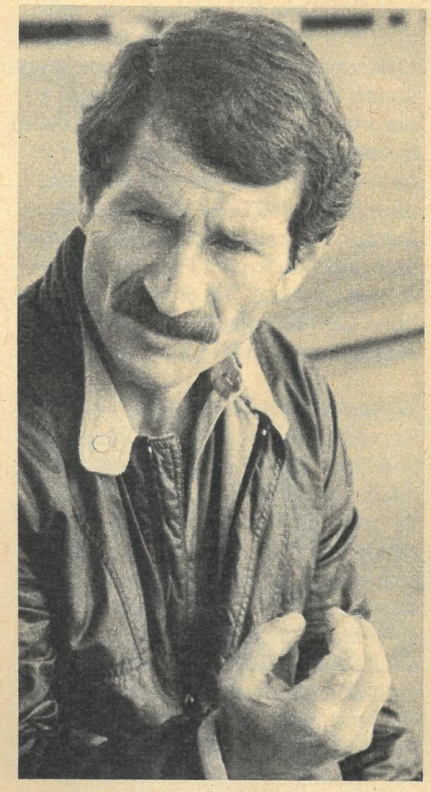
★

Wie du in die Hände klatschst, so
wird man für dich tanzen.

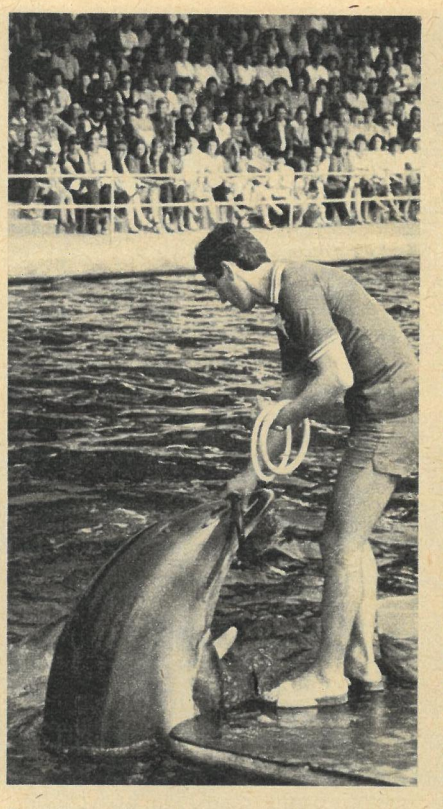
„Batumi ist eine reiche und farbenprächtige Stadt. Lange vor Sonnenaufgang beginnt im Hafen das Leben. Bald schon nimmt auch die Stadt ihren Arbeitsrhythmus auf. Ich erinnere mich mit großer Liebe und Zärtlichkeit an Adsharien und an Georgien überhaupt."

Dmitri Furmanow
(1891–1926, russischer Schriftsteller)

Ungewöhnlicher Besucher des Botanischen Gartens ist dieser Braunbär, von den wissenschaftlichen Mitarbeitern gesund gepflegt.



Gela Gedshadse ist Delphintrainer seit 1976.



Die Vorstellungen mit dressierten Delphinen sind immer ausverkauft.

Was halten Sie eigentlich von „Seefrauen"? frage ich Dshemal Tschigwarija. „Da kann ich mich um die Antwort drücken; denn an den Schulen der Georgischen Seereederei werden keine Mädchen aufgenommen." Und wenn Ihre Tochter, wie einst Sie, hart bliebe? Sie könnte ja zum Beispiel nach Leningrad gehen. „Dann würde ich mich an meine Jugend erinnern und sie in den Kampf ziehen lassen."

★

Unser Kampf heute richtet sich gegen 35 Grad im Schatten. Ein Punkt auf unserem Programm: die Vorstellung im Delphinarium.

In den vergangenen Jahren habe ich soviel über das „Wundertier Delphin" gelesen, daß ich einerseits gar nicht so richtig überrascht bin, als Batumis Delphine „Flößchen geben", Ringe fangen, durch Reifen springen, Ball spielen, kleine Mädchen auf ihren Rücken reiten lassen... Andererseits berührt es mich doch eigenartig, solch menschlichen Eifer bei einem Tier zu sehen, das uns mit seinem fischartigen Aussehen körperlich so fern steht. Nach der Vorstellung sind wir mit einem Delphintrainer verabredet. Gela Scheschwowitsch Gedshadse hat ein Jahr nach Gründung des Delphinariums hier seine Tätigkeit begonnen. „Ich fing 1975 an, ganz ohne praktische Erfahrung, nur mit dem ausgerüstet, was ich aus der Literatur wußte."

Gela Scheschwowitsch, mir scheint, die Delphine spielen nicht nur um der Futterbelohnung willen, sondern es macht ihnen ausgesprochenen Spaß.

Delphine spielen mit Begeisterung. Das können nur Lebewesen, die auf einer vergleichsweise hohen psychischen Entwicklungsstufe stehen. Haben Sie schon mal Regenwürmer spielen sehen oder Frösche? Am vollendetsten jedenfalls spielen die Menschen, die Menschenaffen und – die Delphine.

Aber Sie reichen doch nach jeder Leistung einen Fisch!

Kräftiger Applaus kann bei Delphi-

Georgien nimmt den ersten Platz in der Teeproduktion der UdSSR ein.

DIE WICHTIGSTEN SEHENSWÜRDIGKEITEN VON BATUMI

Das Delphinarium wurde 1974 eingeweiht. Von Mai bis November werden hier täglich Vorführungen dressierter Delphine veranstaltet, Adresse: Uliza Ninoschwili 37.

Das Staatliche Museum Adshariens ist der Natur des Gebietes, seiner Geschichte, der Entwicklung von Wirtschaft und Kultur gewidmet. Besonders interessant sind einzigartige archäologische Funde sowie eine reichhaltige Kollektion von Nationaltrachten, Adresse: Uliza Dshintscharadse 4.

Das Museum „Aquarium" wurde 1966 am Unionsforschungsinstitut für Seefischwirtschaft und Ozeanographie eingerichtet. In dem Museum kann man sich mit den wichtigsten Nutzfischarten, der Fauna des Schwarzen Meeres sowie der Arbeit des Instituts bekanntmachen, das sich mit den Problemen der künstlichen Aufzucht von Maränen in Seen, Flüssen und Teichen Georgiens sowie der Erhaltung und Bestandsvergrößerung von wertvollen Fischsorten in der Schelfzone des südlichen Teils des Schwarzen Meeres befaßt, Adresse: Uliza Ninoschwili 37.

REZEPT

Bosartma adsharisch

Die Bosartma ist eine Suppe aus Huhn oder Pute, die mit wenig Flüssigkeit und leicht säuerlich zubereitet wird. Man nehme: 1 1/4 l Wasser, 1 Huhn oder 1 bis 1 1/2 kg Putenfleisch, 6 Zwiebeln, 4 Tomaten, 3 Eßl. Butter oder Nußöl, 1 Eßl. gehackte Korianderblätter, 1 Eßl. gehackte Petersilie, 1/2 Eßl. gehacktes Bohnenkraut, 1 Eßl. grünen Dill, 1

nen durchaus den als Belohnung gereichten Futterfisch ersetzen. Das Kontaktbedürfnis allein lockt die Delphine an. Meist wird eine Delphindressur mit einem Belohnungsreiz eingeleitet. Doch weil Delphine „echt" spielen können, ist diese Belohnung später kaum noch nötig. Sie wird meist als weitere Publikumsattraktion gereicht oder um das Tier mit neuer Spielenergie aufzuladen.

Sind Delphine wirklich so kluge Kerlchen, wie man ihnen nachsagt?

Man sollte sie jedenfalls nicht vermenschlichen. Die Intelligenz eines Delphins – so meine ich – ist etwa mit der eines gelehrigen Hundes zu vergleichen.

Wie ist es zu erklären, daß Delphine Menschen retten?

Wenn ein Delphinkind geboren wird, muß die Mutter es, wenn es nicht allein an die Wasseroberfläche kommt, um durch sein Spritzloch Luft zu holen, nach oben bugsieren. Dieses instinktive Verhalten

Die stellvertretende Vorsitzende der Adsharischen Abteilung der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR, Guliko Kiknadse, ist – wie sie selbst sagt – „fanatische Großmutter".

des „An-die-Wasseroberfläche-Hebens" ist bei Delphinen so stark ausgeprägt, daß sie verletzte Artgenossen nach oben tragen gleichermaßen wie eine alte Luftmatratze oder eine Holzbohle oder einen hilflos im Wasser treibenden Menschen.

Das hört sich aber enttäuschend an...

Nun, die Menschen, die von Delphinen gerettet wurden, werden sich über ihr wiedergeschenktes Leben nicht weniger freuen, wenn sie von dieser Tatsache hören. Das wirklich „Wunderbare" an den Delphinen sind nicht ihre körperlichen Leistungen, sondern ihre psychischen Fähigkeiten, also das, was ihr Gehirn und ihre Sinnesorgane vermögen. Das erstaunlichste: Delphine sehen mit den Ohren.

Ich habe da von der Echolot-Orientierung gehört. Würden Sie diese Fähigkeit der Delphine bitte kurz erklären?

Was sich der Mensch dank seiner hochentwickelten Technik erst seit wenigen Jahrzehnten zunutze machen konnte und heute zum Beispiel aus der modernen Schiffahrt nicht mehr wegzudenken ist, konnten die Delphine schon immer – nämlich die Ultraschall-Echo-Peilung. Ein Delphin ist imstande, die von ihm selbst ausgestoßenen Ultraschall-Laute als Echo wiederzuempfangen, wenn sie von einem Gegenstand im Wasser zurückgeworfen werden. Er kann aus der Richtung und Stärke des Echos genau orten, was das für ein „Gegenstand" ist – eine Felsenklippe, ein Schiff, ein anderer Delphin, ein Heringsschwarm, ein Gummiball, eine Schrotkugel...

Aber man hört doch immer wieder davon, daß Wale – und Delphine sind ja Wale – gestrandet sind, oft ganze Herden.

Im klassischen Altertum, bei Plutarch zum Beispiel, wurde das Stranden der Wale als „Selbstmord" interpretiert. Es konnte inzwischen nachgewiesen werden, daß an den Plätzen solcher für Wale katastrophalen Ereignisse der Strand entweder einen äußerst geringen Neigungswinkel hatte oder sehr schlammig war. Man denkt, daß dadurch die Schallortung der Tiere versagte; denn so entsteht entweder kein Echo oder der Widerhall kommt von allen Seiten. Unter solchen Umständen können die Tiere die Küste nicht mehr peilen. Möglicherweise verhindern oder stören aber auch parasitische Würmer in den Gehörgängen die Echolokalisation.

Die Mitarbeiter des Delphinariums beschäftigen sich nicht nur mit den Delphinen der „Zirkus-Vorstellungen" wegen...

Das den Zuschauern gebotene Programm ist das Ergebnis von Experimenten. Sie dienen dem Zweck, die Fähigkeiten der Delphine zu ermitteln, zum Beispiel, um uns ihre potentiellen Möglichkeiten bei der Erschließung der biologischen Ressourcen der Weltmeere zunutze zu machen.

Mögen Sie „Ihre" Delphine?

Ich liebe sie, vermenschlicht ausgedrückt.

Teel. gehackte Minze, 4 bis 5 Knoblauchzehen, 1 Teel. Paprika und, wenn vorhanden, 1 Glas Granatapfelsaft. – Huhn oder Putenteile in 12 Stücke schneiden, mit kochendem Wasser auffüllen und auf mittlerer Flamme 10 bis 20 Minuten kochen lassen, anschließend Fleisch aus der Brühe nehmen und in dem von der Brühe abgenommenen Fett zusammen mit den feingehackten Zwiebeln 10 Minuten schmoren. Anschließend das Fleisch mit der durchgegossenen Brühe auffüllen, weitere 10 Minuten kochen, gedünstete oder gesondert zu Mus gekochte Tomaten, den Granatapfelsaft und Gewürze zugeben und das Ganze nach 5 Minuten vom Feuer nehmen.

Noch am Bratspieß meinte der Hase, es sei nur ein Scherz.

*

Der Schlüssel zum Herzen wird in der Hölle geschmiedet.

*

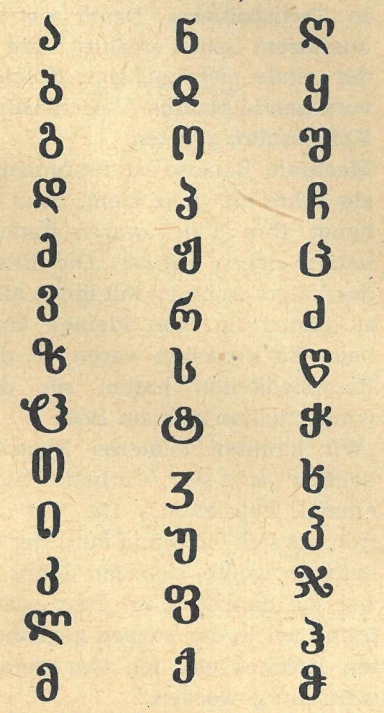
Bei einem Reichen legen auch die Hähne Eier.

*

Willst du dir einen Menschen vom Leibe halten, dann borge ihm Geld.

„Mit großem Interesse habe ich mich mit dem Botanischen Garten von Batumi vertraut gemacht. Ich staune und freue mich über die Menschen, die soviel Wissen angesammelt haben und eine solch große Geduld aufbrachten, um sich die Natur so frei unterzuordnen."

Fridtjof Nansen
(1861–1930, norwegischer Polarforscher)



SPRACHE: Die georgische Sprache gehört zur kaukasischen Sprachfamilie, sie weist gewisse Übereinstimmungen mit der armenischen und baskischen Sprache auf. Die heute verwendete georgische Schrift entspricht der Mchedruli aus dem 11. Jh. Viel länger jedoch reicht die altgeorgische Schrift zurück, die wahrscheinlich aus der aramäischen Schrift im 2. und 1. Jahrtausend v. u. Z. entstand.

Mechfule Baladse, 75 Jahre alt, aus dem Dorf Tschaisubarni.

Von einer Begegnung ist noch zu berichten – von der mit Mechfule Baladse im Kolchos „Ernst Thälmann" in Tschaisubarni. Damit sie uns aus ihrem Leben erzähle, hatte sie der vitale siebzigjährige Kolchosvorsitzende Mamija Abaschidse ins Kolchosbüro gebeten.

Mechfule Baladse ist fünfundsiebzig Jahre alt, ganz klein, ganz gebeugt. Ihre Eltern waren Bauern, hatten sieben Kinder. Die Eltern des Vaters wohnten mit ihnen allen zusammen in dem kleinen Holzhaus. Elf Personen waren sie, drei Räumlichkeiten hatten sie, drei Kinder teilten sich ein Bett.

„Wir kannten keinerlei Bequemlichkeit", sagt sie. „Wir hatten nicht einmal Petroleum." Da war sie froh, als sich ein Mann fand, der sie heiraten wollte, siebzehn Jahre alt war sie damals. „Ein Jahr später traten wir in den soeben gegründeten Kolchos ein, ich war gerade achtzehn geworden."

Die Baladses bekamen dann drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. „In unserer Ehe ging es sehr redlich zu. Wir achteten und halfen einander. Wenn wir uns im Kolchos plagten", sagt sie „dachten wir immer, daß wir ja die ganze Zukunft noch vor uns haben. Wenn alles in Schwung sein würde, dann war immer noch Zeit, besser zu leben."

„Wenn nichts Vernünftiges anzuziehen da war, ja, die Kinder nicht einmal Schuhe hatten, meinte mein Mann immer: ‚Hauptsache, die Kinder groß kriegen, dann wird richtig gelebt.' Viele Sorgen galten damals auch dem Essen, der Frage, wie das Brot zu strecken wäre, um bis zu den ersten neuen Kartoffeln durchzuhalten."

Und immer wieder hatte beiden der Gedanke Mut gemacht, daß, wenn die Kinder zu anständigen Menschen erzogen wären, ja immer noch Zeit sei, ein „Zipfelchen fürs eigene Leben zu erhaschen".

Mechfule Beladses Kinder waren noch klein, als der Krieg kam, vier Jahre alt, acht und zehn. Und sie waren es auch noch, als der Vater bei Stalingrad fiel.

„Es war schwer damals, mit den drei kleinen Kindern, aber schließlich teilte ich dieses Schicksal mit vielen anderen Frauen."

Mamija Abachidse, der Kolchosvorsitzende, rühmt sie: „Mechfule Kerimowna war eine tatkräftige Frau. Mitte Dreißig war sie, als ich sie kennenlernte, ich war damals Brigadier im Kolchos. Unsere Mechfule ist Held der sozialistischen Arbeit, Verdiente Melkerin Georgiens, hat den Leninorden, die Medaille des Arbeitsruhmes und noch viele andere Auszeichnungen."

Später ergab es sich, daß sie sich wieder verheiraten wollte, mit einem Mann aus dem Dorf, sie hatten sich schon als Kinder gekannt. Drei Wochen vor der Hochzeit starb die Schwiegertochter. Vier ihrer zwölf Enkelkinder waren nun Halbwaisen. Da gab sie den Gedanken an ein Leben zu zweit für immer auf, zog zum Sohn und die vier Enkelkinder groß. „Wieder war keine Zeit für mich und kein Zipfelchen fürs eigene Leben", sagt sie. „Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben."

Verbittert sagt sie es nicht, aber traurig, sehr traurig.

★

Am Tage unserer Abreise scheint die Sonne vom strahlendblauen Himmel. Doch aus dem Hotelzimmer-Radio verkündet der Nachrichtensprecher, daß nachmittags mit einigen Schauern zu rechnen sei und bald mit Dauerregen. Wie schon gesagt: Wer nach Batumi reist, darf auch außerhalb des Schwarzen Meeres nicht wasserscheu sein.

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN

Ein Meister und sein Lehrling im Batumier Maschinenbaubetrieb „60 Jahre UdSSR". Das Werk ist spezialisiert auf die Herstellung von Maschinen und Einrichtungen für die Lebensmittelindustrie. Der Dreher Wladimir Domidse behandelt – so sagen die Kollegen – Igor wie einen Sohn. Als wir die beiden fotografieren, wird Igor erst noch schnell gekämmt.

Adsharen Ende 19. Jahrhundert

DIE UMGEBUNG VON BATUMI

Der Botanische Garten der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR befindet sich in dem kleinen Kurort Seljony Mys, 9 km von der Stadt entfernt. Auf einer Fläche von 120 ha wurden 8 geographische und Landschaftszonen angelegt, in denen Pflanzen aus fast allen Ländern der Welt gedeihen, insgesamt 5000 Arten und Sorten. Den Botanischen Garten gründete 1912 der russische Botaniker und Geograph Andrej Krassnow.

Kobuleti liegt 33 km von Batumi entfernt. Sie ist die zweitgrößte Stadt der Adsharischen ASSR und ein bekannter Kurort, der sich auf einem 10 km langen Küstenstreifen erstreckt. Hier sind schöne Sandstrände und eine üppige subtropische Pflanzenwelt vorhanden. In Kobuleti werden vorrangig Herz- und Kreislauferkrankungen, funktionsbedingte Erkrankungen des Nervensystems und chronische Bronchitis behandelt. Hier haben das Unionsinstitut für aromatische und Heilpflanzen sowie die einzige Holzöl-Raffinerie der Sowjetunion, in der das wertvolle technische Tungöl gewonnen wird, ihren Sitz. – Unterwegs nach Kobuleti kann man im **Kurort Zichisdsri** haltmachen und die Ruine der Festung „Petra" aus dem 5. Jh. besichtigen sowie den **Zitronenzucht-Sowchos,** den einzigen der UdSSR, in dem Zitronen auf Freiland angebaut werden.

WEITERE ADRESSEN IN BATUMI

Schauspielhaus „Ilja Tschawtschawadse": Uliza Rustaweli 1 / **Warenhaus:** Uliza Tschawtschawadse 1 / „Melodija" **(Schallplatten):** Uliza Gorkogo 4 / „Knigi" **(Buchhandlung):** Prospekt Stalina 25 / **Kunstsalon:** Uliza Rustaweli 10.

„Am Tage der Trennung war alles herrlich in Batumi, sogar der Regen und der schwarze Rauch des Dampfers."

Konstantin Paustowski (1892–1968, russischer Schriftsteller)

Der Jäger und der Waldschrat

In einem Dorf wohnte ein junger Jäger. Eines Tages ging er in ein Waldrevier, um Pelztiere zu erlegen und Wild zu fangen.
Mitten im Waldesdickicht stand ein Badehäuschen, darin wohnte er. Auf den Pfaden des Waldes legte er Schlingen aus. Er wollte Eichhörnchen und Haselhühnchen, Rebhühner und Auerhähne fangen. Anfangs hatte er kein Glück.
Eines Tages ging er frühmorgens einen Wildwechsel entlang, da sah er unter einer Eberesche einen alten Mann mit Bart sitzen. Sein Hemd war so rot wie die Eberesche im Herbst. Er stöhnte jämmerlich, denn er hatte sich den Fuß verletzt. Der Jäger nahm den Alten mit in sein Badehäuschen. Er gab ihm zu essen und zu trinken und legte ihm Kräuter auf den Fuß. Nach drei Tagen war der Alte wieder gesund, er nahm Abschied von dem Jäger und sagte zu ihm:
„Du hast mir geholfen, so will ich dir auch helfen! Deine Jagd soll fortan stets glücklich ein. Wisse aber, daß du nicht mehr verlangen darfst als du bekommst! Wenn du in Not gerätst, so rufe mich zu Hilfe."
Damit ging er.
Und wirklich, es wurde ein guter Fang. Der Jäger erbeutete viele Rebhühner und Auerhähne, Haselhühnchen und Eichhörnchen. Seine Beute war groß, doch er wollte noch mehr.
Eines Tages kehrte er zu seinem Badehäuschen zurück. Er war todmüde, doch er mußte noch Wasser holen, Holz spalten und sein Abendessen bereiten.
Er holte Wasser, spaltete Holz und sprach vor sich hin: „Wenn ich einen Gehilfen hätte, könnte ich noch viel mehr Wild erbeuten."
Er legte die Axt hin und schrie:
„He, wenn da jemand im Wald ist, soll er sich melden, ich nehme ihn zum Gehilfen!"
Das Echo schallte durch den Wald.
Er spaltete wieder Holz und rief nach einem Gehilfen. Aber niemand gab Antwort. Da schrie er:
„Und wenn es der Waldschrat ist, der zu mir kommt! Zu zweit können wir reich werden."
Wieder meldete sich niemand.
Als der Jäger genug Holz gespalten hatte, bereitete er sein Abendessen und setzte sich zu Tisch. Er hatte noch nicht den Löffel zur Hand genommen, da klopfte ein Wanderer ans Fenster und sagte:
„Hausherr, laß mich bei dir übernachten! Ich habe mich im Wald verirrt."
Der Jäger öffnete die Tür, bat den Gast zu Tisch und schöpfte ihm heiße Suppe in den Teller.
Sein Gast trug einen Rock aus grünem Laub, und seine Stiefel waren aus frischem Moos. Er aß, plauderte mit dem Jäger und sagte schließlich:
„Nimm mich zum Gehilfen!"
Der Jäger war es zufrieden. Er hatte sich im Wald ohne einen Gefährten gelangweilt.
Bis zum Morgen schliefen sie fest, dann aßen sie Grützbrei und gingen in den Wald, um Schlingen auszulegen. Später sahen sie die Schlingen nach.

Die Komi

... hießen früher Syrjänen, was soviel heißt wie „Die an entlegenen Orten Wohnenden". Heute nennt sich das ostfinnische Volk „Komi", was soviel bedeutet wie „Mensch". Die Komi sind in der ASSR der Komi beheimatet, Kurzbezeichnung: Komi.
Gegründet am 5. 12. 1936 (seit dem 22. 8. 1921 autonomes Gebiet).
Bevölkerung: 1 119 000 Einwohner (1979), 327 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Komi.
Lage: Die Komi-Republik liegt im Nordosten des europäischen Teils der Sowjetunion, diesseits und jenseits des Polarkreises.

Territorium: Die Fläche der Komi-Republik – zu 90 Prozent mit Nadelwäldern bedeckt – beträgt 415 900 km² (zum Vergleich: Die DDR ist 108 178 km² groß).
Hauptstadt: Syktywkar.
Die Komi leben heute nicht mehr nur traditionell von der Rentierzucht, der Pelztierjagd und dem Fischfang, sondern fördern auch Steinkohle, Erdöl und Gaskondensat.

Viele Tiere hatten sich in den Schlingen gefangen. Wie aber wunderte sich der Jäger, als er die Beute seines Gehilfen sah. Er selbst hatte reichlich erbeutet, sein Gehilfe jedoch noch einmal so viel.

Eine Woche verstrich. Der Jäger und sein Gehilfe gingen täglich auf die Jagd. Und tatsächlich hatte der Gehilfe noch einmal so viel Beute in den Schlingen wie der Jäger.

Wie kam das? Der Jäger überlegte und beschloß dann, seinen Gehilfen in die schlechtesten Reviere zu schicken.

Gedacht, getan. Aber der Gehilfe erbeutete dreihundert Haselhühner auf einem Wechsel, wo der Jäger nur drei gefangen hatte.

Da dachte sich der Jäger, sein Gehilfe müsse kein gewöhnlicher Mensch sein, sondern der Waldschrat persönlich, der Herr des Waldes. Er war auf des Jägers Ruf hin als einfacher Bauer zu ihm gekommen, und der Jäger konnte sich seiner nicht im Guten entledigen.
Da beschloß der Jäger zu fliehen und in sein Dorf zurückzukehren.
Er hieß seinen Gehilfen, die entlegensten Wechsel abzugehen, nahm einen Kanten Brot und machte sich auf den Weg nach Hause.
Er lief und lief und legte eine große Strecke zurück. Gegen Abend war er müde und setzte sich auf einen Baumstumpf, um zu essen. Da kam der Waldschrat des Wegs und schrie:
„Du bist mir davongelaufen. Sobald die Sonne untergegangen ist, rechne ich mit dir ab."
Der Waldschrat setzte sich auf einen Baumstumpf, kreuzte die Arme und blickte auf die Sonne, die sofort untergehen mußte.
Voller Angst rief der Jäger nach dem alten Mann, der ihm Hilfe in der Not versprochen hatte:
„Alter Mann, hilf mir."
Kaum hatte er dies gerufen, da kam der weißbärtige Alte im roten Hemd mit einem Ebereschenknüppel aus dem Wald. Er trat zum Jäger und raunte:
„Lade dein Gewehr nicht mit einer Kugel, sondern mit Brotkrümeln. Lege das Gewehr zwischen deine Beine, wende dich dem Waldschrat zu und drücke ab."
Der Jäger gehorchte und drückte ab. Da schoß der Waldschrat einen Purzelbaum und stürmte davon, ohne sich umzusehen. So entledigte sich der Jäger des Waldschrats. Er schalt sich wegen seiner Habgier und bat nie wieder jemanden um Hilfe.

Der Schneider und die Sumpfteufel

Foma hatte noch nie Geld gehabt, dafür schalt ihn seine Frau Tag und Nacht. Sie war ein böses und listiges Weib. Foma hatte es satt, ihr Knurren und Keifen anzuhören. Eines Tages sagte er zu ihr:
„Wo soll ich Geld hernehmen? Ich bin ein einfacher Schneider. Ich habe doch keinen Sumpfteufel, der mir Gold bringt."
Eben war ein Sumpfteufel in der Nähe, der hatte Fomas Worte gehört. Als der Schneider eines Tages an dem Sumpf vorbeikam, trat der gehörnte Sumpfteufel auf ihn zu und sagte:
„Wenn du mir versprichst, bis zur Sonnenwende für unsern ganzen Stamm Kleider zu nähen, will ich dir entdecken, wo Gold liegt."
Foma, der nichts zu tun hatte, versprach es ihm. Da sagte ihm der Sumpfteufel, daß am Ufer des Sees unter dem neunten Grasbukkel eine Truhe mit Goldmünzen vergraben liege.
Foma ging zum See, grub und holte die Truhe voller Gold aus der Erde.
Fortan ging es ihm gut. Seine Frau schalt ihn nicht mehr. Aber bis zur Sonnenwende war es nicht mehr lange hin. Der Schneider war in großer Not, denn der Sumpfteufel waren es viele, und er würde jahrelang nähen müssen.
Seine Frau fragte ihn:
„Warum bist du so mißmutig?"
Da erzählte er ihr die ganze Geschichte.
Seine Frau aber war listig. Sie nahm einen Ballen weiße Leinwand und einen Ballen schwarzes Tuch und ging mit ihrem Mann zu den Teufeln im Sumpf. Sie gelangten an ein großes Haus, auf dessen Dach Schlangen zischten und Flammen aus dem Schornstein fauchten. Foma und seine Frau gingen hinein. Die Sumpfteufel verlangten, die beiden sollten zuschneiden und nähen. Da sagte die Frau:
„Gut. Aber auf dem Weg hierher ist der Stoff schmutzig geworden. Wenn ihr ihn so weiß waschen könnt wie die Leinwand hier, dann bleiben wir bei euch; wenn nicht, gehen wir wieder zurück."
Die Teufel willigten ein. Sie liefen zu einer freien Stelle im Sumpf und machten sich daran, das schwarze Tuch zu waschen. Sie wuschen und wuschen, aber es wurde nicht weiß.
Foma und seine Frau kehrten nach Hause zurück, nachdem sie sich der Sumpfteufel entledigt hatten. Die versuchen bis auf den heutigen Tag, das schwarze Tuch weißzuwaschen.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Redaktion: Gisela Reller.

Sicherheit ist Partnerschaft

Der Herbst- und Winterverkehr stellt erfahrungsgemäß besonders hohe Anforderungen an jeden, bewege er sich per Motor- oder per Muskelkraft vorwärts. Schlechte Straßen- und Sichtverhältnisse verlangen besonders partnerschaftliches Denken – und Handeln! Von den Motorisierten sind zum Beispiel angemessene Geschwindigkeit und Sicherheitsabstand auf regennassen und glitschigen Straßen sowie rechtzeitiges Anschalten der Beleuchtung gefordert, von den Fußgängern das Bedenken längerer Bremswege der Autos, die Wahl einer auch im Dämmerlicht gut erkennbaren Kleidung. Dunkle Farben – Gefahr! Generalmajor Heribert Mally, Leiter der Hauptabteilung Verkehrspolizei im Ministerium des Innern, traf unlängst eine Feststellung, die für die unfreundlichere Jahreszeit besonders gilt: Die Erfahrungen bestätigen, daß jeder Bürger im Straßenverkehr maßgeblich über seine eigne Sicherheit entscheidet, gleichzeitig beeinflußt er aber auch wesentlich die Sicherheit der anderen Verkehrsteilnehmer durch sein diszipliniertes oder undiszipliniertes Verhalten! Der Generalmajor erläuterte neugefaßte Paragraphen der Straßenverkehrsordnung, die ab 1. Juli 1987 in Kraft treten. Logik erhält Gesetzeskraft! Denn daß über die Ohren gestülpte Kopfhörer transportabler Radiorekorder Verkehrsteilnehmer kräftig behindern, war gewiß längst eine von einer großen Mehrheit anerkannte Erfahrung. Ab 1. Juli 1987 gilt demzufolge: Tontechnische Geräte dürfen nur so genutzt werden, daß „die Hörfähigkeit des Fahrzeugführers nicht beinträchtigt wird". Das gilt hundertprozentig auch für Radfahrer!

„mobile" wird in nächster Zeit Neuerungen der StVO erläutern. Heute nur einige Stichworte:

– Schutzhelmpflicht auch für Führer von Kleinkrafträdern ab 1. Januar 1988;

– eingeschaltetes Abblendlicht auch bei Tage an Zweiradfahrzeugen;

– Verwendung von Warnblinkleuchten Pflicht bei betriebsbedingtem Halt (Panne);

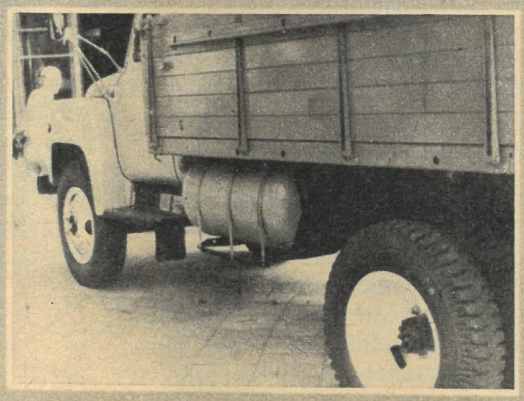
– „Mischverkehr" von Fußgängern und Radfahrern auf Gehwegen. *Willi Heinrich*

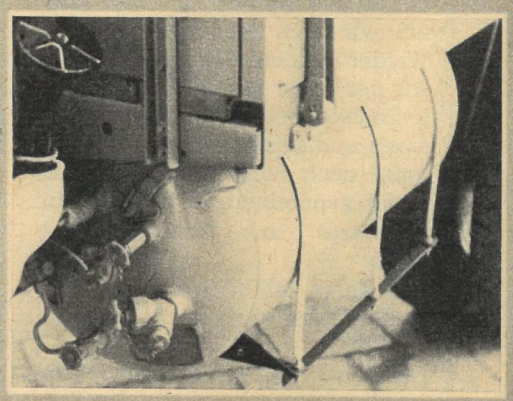
Nonstop durch Europa

Eine neue Bestleistung für die Strecke zwischen den am weitesten voneinander entfernten europäischen Hauptstädten – Lissabon und Moskau – erzielten mit 51 Stunden und 30 Minuten die portugiesischen Fernsehjournalisten Carlos Fino, Muno Basco und Joao Baroa mit einem „Austin-Rover". Sie legten, sich am Lenkrad abwechselnd, die 4821 km nonstop zurück und unterboten die 56 Stunden eines anderen Teams aus Portugal von 1978. *Malyschew*

Gas-GAS

Butan und Propan sind in der UdSSR die alternativen Kraftstoffe. Zehntausende Kraftwagen werden bereits damit betrieben. Entstanden gasgespeiste Autos bisher fast ausnahmslos durch Umrüstung, so wird der 4,5-t-Pritschenwagen GAS-53-19 aus Gorki vom Werk speziell für Erdgasbetrieb (Butan-Propan-Gemisch) geliefert. Zur Gasanlage gehören neben dem 170-l-Gasbehälter das Leitungssystem, Ventile und Druckminderer sowie der Flansch für die Gaseinspeisung, montiert zwischen Vergaser und Ansaugverteiler des Motors. Der V 8-Motor ist der konstruktiv überarbeitete SMS-53-27 mit Bohrung 80 mm, Hub 92 mm, Hubvolumen 4250 cm^3, 78 kW (105 PS) bei 3200 U/min. Über Vierganggetriebe und 6,83:1 übersetzte Hinterachse bringt er den leer 3,44 t und ausgelastet 8,1 t schweren LKW auf 85 km/h. Der spezifische Kraftstoffverbrauch reduziert sich um fast 9 Prozent, die Grundnutzungsdauer bis zur Generalüberholung steigt auf 125 Prozent. *SHK*





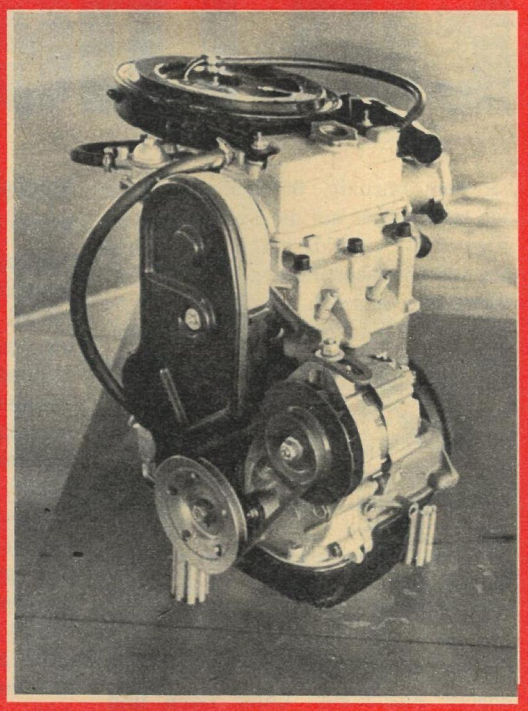
PS-Nachrichten

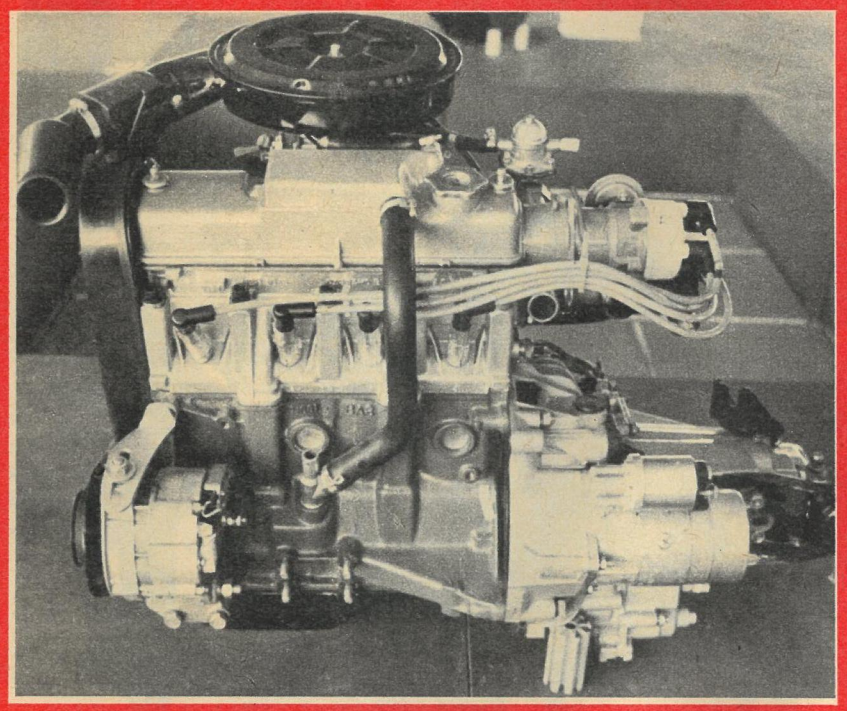
ALS „SEHR ERFOLGREICH“ schätzte die gemischte Arbeitsgruppe UdSSR–SFR Jugoslawien die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Automobilproduktion ein. So bezieht das LKW-Werk in Breshnew wesentliche Teile für die Bremsanlage des KamAS aus der SFRJ, und etwa 60 Zulieferteile für den LADA stammen ebenfalls dorther. Die UdSSR bezahlt mit Kraftfahrzeugen.

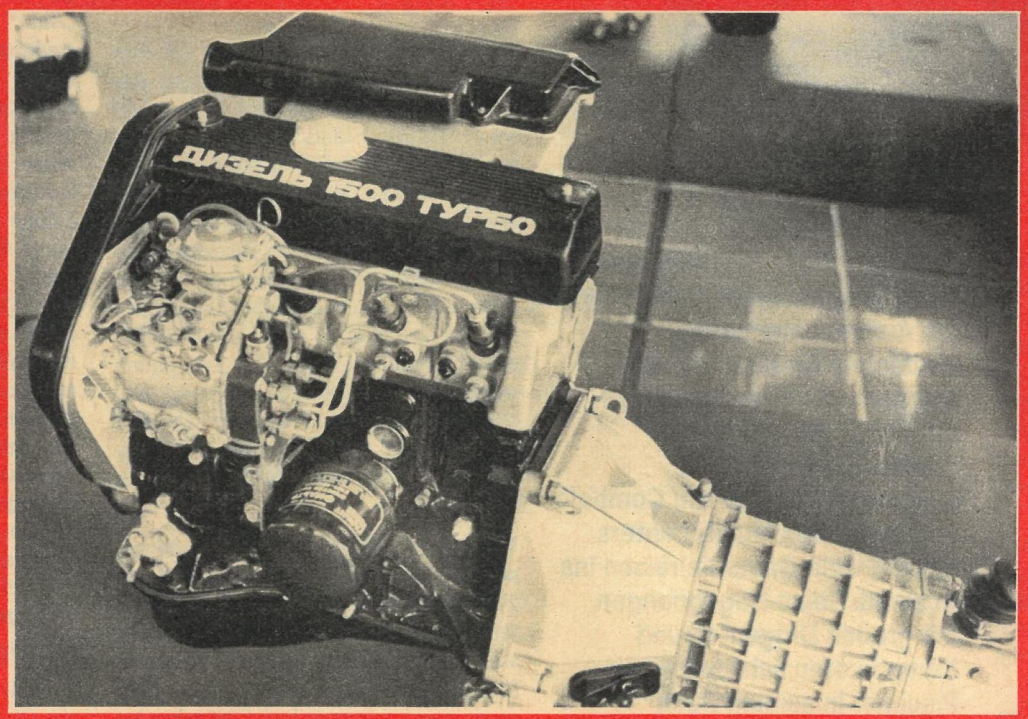
INSGESAMT 30 000 PKW wurden während der letzten 14 Jahre per Schiene von Dresden nach Budapest befördert. Die Verbindung „Auto im Reisezug“ bietet während der Urlaubssaison (Juni bis September) jährlich 2200 Autobesitzern die Möglichkeit, ihren fahrbaren Untersatz, aber auch Anhänger bis zu 2,90 m Länge, nach Ungarn zu transportieren. Buchungsstelle (ab März) ist das Dresdner Reichsbahn-Büro (Tel. 4 61 31 17).

MIT DER LIAZ-SERIE gelang dem LKW-Bau der ČSSR ein besonders guter Wurf. 20 000 Fahrzeuge dieses Typs liefert das Werk in Liberec alljährlich nach 37 Ländern. Hauptabnehmer sind neben der DDR die VR Bulgarien und die Koreanische DVR. Gegenwärtig bereiten die LIAZ-Werke einen neuen Motor vor, der eine generalreparaturfreie Laufleistung von 750 000 km erreichen soll.

FRISCHGEBACKENE sowjetische Fahrschulabsolventen sind laut Verkehrsstatistik besonders oft in schwere Unfälle verwickelt. Mangelnde Fahrpraxis und Selbstüberschätzung sind die Ursachen. Ab Januar 1987 werden folgerichtig in der UdSSR strengere Anforderungen an die Anfänger gestellt. Wer dreimal durch die praktische Fahrprüfung sauste, muß den gesamten Lehrgang wiederholen. Die erfolgreichen Prüflinge erhalten ihren Führerschein für zwei Jahre auf Probe. In dieser Zeit dürfen sie mit maximal 70 km/h Auto fahren und nicht mehr als 500 Kilometer täglich. Nachts besteht für sie generelles Fahrverbot. Wer diese 24 Monate mit höchstens zwei leichteren StVO-Verstößen durchfährt, erhält den richtigen Führerschein. Andernfalls wird seine Probezeit um ein halbes Jahr verlängert.







Motore für LADA und OKA

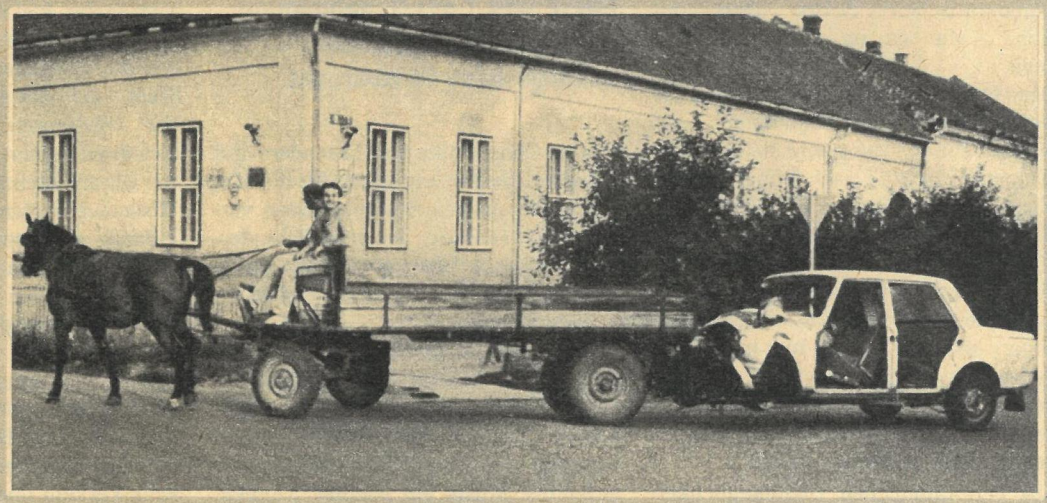
Chefkonstrukteur Nepomnjaschtschi vom WAS (Wolga-Automobilwerke) hat im Gespräch mit FREIE WELT den OKA-Motor einmal scherzhaft das „halbierte Herz“ des LADA-21 083-Motors genannt. Daß dieser Vergleich so falsch nicht ist, zeigen unsere Fotos. Links oben: der OKA-Antrieb (650 cm^3 Hubraum, Leistung 22,5 kW); daneben: der Motor des 21 083 (1,5 l und 54 kW). Unser Moskauer Fotokorrespondent Volkmar Billeb präsentiert einen weiteren LADA-Antrieb: der Diesel WAS 3411 für den LADA 2121. Beginn der Serienfertigung: 1988. Er wird in zwei Varianten – 48 kW und 56 kW – gebaut (links).

Der Huper

(ein Monolog)

Kilometerlang schon diese Kolonnenkriecherei. Geht mir total auf'n Docht. Nur bei Gefahr für mich und andere hupen? Iwo, der Paragraph 22 der StVO sagt: Ich kann meine Überholabsicht auch akustisch kundtun. Kolonnenfahren ist doch was für Schlafmützen. Ich fahre zügig! Also links ausgeschert, ich hupe mich vorbei. Tachonadel? Jetzt muß ich auf die Straße achten. Hoppla, Gegenverkehr! Dauerton und erstmal wieder rein zwischen die Kolonnenwanzen. Ha, wie die auf die Klötzer gehen... Der hinter mir spinnt wohl? Diese hektischen Lichtsignale... Hat wohl noch nischt vom Paragraphen 22 gehört?

G. Losse



LADA-Lenkung

Wird die LADA-Lenkung schwergängig, kann das an der Lagerung des am rechten vorderen Rahmenträger sitzenden Zwischenlenkhebels liegen, weil die Dauerfettfüllung aufgebraucht ist oder Feuchtigkeit, Schmutz und Taumittel eindrangen. Es empfiehlt sich, nach 30 000 bis 40 000 km diese Stelle zu warten (Kontrolle, Reinigung, Schmieren mit Ceritol SWA 532). ***Liebmann***

Das Pferd kennt seine Stärke nicht.

Deutsches Sprichwort

Fotos: Detlef Christel (2), Volkmar Billeb (3), N. Malyschew, S. H. Karbaum (2), Peter Meissner;
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Herbstzeitregel: mobile Eile mit Weile!

FREIE WELT -Serie 1

Ein Theater

Professor Hans Pischner, nach dem Krieg maßgeblich beteiligt am Aufbau einer neuen deutschen Kultur in der DDR, war mehr als zwanzig Jahre Intendant der Deutschen Staatsoper Berlin. Den bekannten Künstler am Cembalo und Leiter des Musiktheaters führten viele Gastspielreisen ins Ausland. Seine Begegnungen mit großen Dirigenten und Komponisten schildert Hans Pischner in seinem Buch „Premieren meines Lebens", das FREIE WELT mit Genehmigung des Verlages der Nation auszugsweise vorabdruckt.

Im Oktober 1950 erfolgte meine Berufung als Leiter der Hauptabteilung Musik des Berliner Rundfunks, der sich damals noch in der Masurenallee in Westberlin befand. Jeden Morgen fuhr ich von meiner Wohnung in Schöneweide in unsere Exklave, das Funkhaus in der Masurenallee im englischen Sektor, um gegen neun Uhr die Arbeit aufzunehmen.

Da unser Funkhaus mitten in Westberlin lag, mußten wir ständig mit Störungen rechnen. Um uns nicht Sabotageakten auszusetzen – beispielsweise Abschaltung der Telefonkabel, über die wir unsere Programme überspielten –, „fuhren" wir besonders wichtige Sendungen in einem Ausweichquartier im Demokratischen Sektor „aus der Hand", wie es im Rundfunkjargon heißt.

Der „kalte" Krieg verschärfte sich, die Gefährdung unserer Sendungen und unseres Funkhauses nahm zu. Im Jahre 1952, am Dienstag nach Pfingsten, rief mich schon früh der Chefredakteur Hermann Burckhardt in der Wohnung an: „Fahre nicht in die Masurenallee, die Stummpolizei und die Engländer haben unser Funkhaus umstellt und alles abgeriegelt. Wir treffen uns in der Regattastraße in Grünau."

Ich mußte praktisch von heute auf morgen für fünf Klangkörper neue Proben- und Produktionsstätten finden.

Aus den räumlichen Unzulänglichkeiten entsprangen oft unfreiwillig komische Situationen. Hier ein Beispiel: Als Produktionsraum diente uns auch der jetzige Kultursaal im Block A in der Nalepastraße. Ihn hatte ich an einem Sonntag für Aufnahmen mit dem berühmten Sweschnikow-Chor vorgesehen. Alexander Sweschnikow, den großen „Alten" der russischen Musik, und seinen Chor wollte ich besonders gut betreuen. Und so hatten wir für die Mittagspause ein gemeinsames Essen vorgesehen, das in der Betriebsküche desselben Hauses zubereitet werden sollte. Es war die erste Rundfunkproduktion in dem Kultursaal.

Sweschnikow hatte um zehn Uhr vormittags mit seinem Chor Aufstellung genommen. Kommando aus der Regiekabine: „Erste Probeaufnahme!" Schon während der ersten Takte hörten wir unter der Musik ein leichtes Klopfen. „Bitte halt, wir müssen eine technische Störung beheben." Ein Mitarbeiter wird ausgeschickt, er kann das mysteriöse, nur für die Mikrofone wahrnehmbare Klopfen nicht ausmachen. Neuer Versuch der Tonaufnahme. Wieder das gleiche Phänomen. Erneute Untersuchungen. Das wiederholte sich einige Male. Sweschnikow und sein Chor wurden langsam unruhig. Schließlich machte ich mich selber auf die Suche. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß das Klopfen von einer bestimmten Stelle im Parterre kam, nämlich aus der Küche. In Windeseile lief ich dahin und entdeckte, daß dort die Koteletts für das Mittagessen, immerhin etwa 100 Portionen, eifrig geklopft wurden. Aufgeregt schrie ich: „Sofort aufhören!" Ich fand aber kein Verständnis, denn man müsse schließlich das Essen zubereiten, und das sei nun mal mit Geräusch verbunden. Als letzter Ausweg blieb mir nur die Drohung, den ganzen Chor hinunterzuschicken, wenn man nicht andere Methoden der Kotelettzubereitung erfände. Das half. Ungestört konnten wir unsere Aufnahmen unter Dach und Fach bringen.

Anfang Dezember 1952 erfuhr ich vom Intendanten Heiss, daß wir zum Abschluß des ersten Rundfunkabkommens zwischen dem Staatlichen Rundfunkkomitee der UdSSR und unserem Komitee nach Moskau eingeladen seien. Er würde die Delegation leiten, und unser damaliger Technischer Direktor Gerhard Probst und zu meiner großen Freude auch ich sollten ihr angehören.

Zu der Zeit gab es noch keine Turbopropmaschinen. Man flog mit einem normalen zweimotorigen Flugzeug vom alten Schönefelder Flughafen ab. Der Flug dauerte sechs Stunden mit Zwischenlandung und Mittagessen in Minsk.

Wegen schlechten Wetters wurde unsere Abreise schließlich genau auf den 24. Dezember 1952 gelegt. Das bedeutete für die Familie eine gewisse Belastung. Wir mußten unser Weihnachtsfest um einen Tag vorverlegen, während unsere sowjetischen Gastgeber bekanntlich erst zur Jahreswende feiern.

Zum ersten Mal nach dem Krieg weilte ich wieder in der Sowjetunion, erlebte ich die friedliche Atmosphäre dieser Stadt – ich, der frühere Reserveoffizier der Hitlerwehrmacht und spätere Kriegsgefangene. Ich war tief bewegt. Als wir am nächsten Tag bei herrlichem Moskauer Winterwetter zu Fuß die Gorkistraße zu unserer Botschaft entlangliefen, schien mir alles irgendwie unwirklich zu sein. Wir kamen aus dem noch weitgehend zerstörten Berlin in eine Stadt, die dank der Kraft des Selbstbehauptungswillens eines Volkes erhalten geblieben war. Vieles erregte Erstaunen und Bewunderung. Da war der für damalige Verhältnisse turbulente Verkehr und vor allem die großzügige Anlage der Stadt. Überrascht blickte ich auf den Wald von Fernsehantennen auf den Dächern der Häuser. Moskau hatte zu dieser Zeit bereits siebenundzwanzigtausend solcher Antennen. Wir waren noch in der Vorbereitung unseres Fernsehprogramms und wollten uns hier in technischer Hinsicht die ersten Erfahrungen holen.

Ballettomanen vom Bolschoi

Fast allabendlich hatten wir die Möglichkeit, Vorstellungen im Bolschoitheater zu besuchen, nur wenige Schritte von unserem Hotel entfernt. Zum erstenmal erlebte ich diesen herrlichen Theaterbau, ohne zu ahnen oder es mir in meinen kühnsten Träumen vorstellen zu können, daß ich später selbst an der Spitze des Ensembles der Deutschen Staatsoper dort gastieren, ja, daß ich einmal von der Bühne aus mit Blick in den großen Zuschauerraum Begrüßungsworte an das Publikum richten würde. Wir sahen im Bolschoitheater unter anderem die Ballette „Die Fontäne von Bachtschissarai", „Aschenbrödel" und „Schwanensee" und die Oper „Aida". Gleich bei der ersten Ballettvorstellung konnte ich am Schluß die Moskauer „Ballettomanen" studieren. Im Publikum bildeten sich angesichts der beiden Primaballerinen, die die Hauptrollen tanzten, zwei Parteien, die mit Zurufen, Blumensträußen, die auf die Bühne geworfen wurden, und anderem mehr ihren Sympathien Ausdruck gaben.

Nach den Vorstellungen spazierten wir durch das nächtliche weiße Moskau zurück ins Hotel, tauschten unsere Erfahrungen aus oder hingen unseren Gedanken nach. Ich selbst dachte oft an die Zeit der härtesten Prüfungen am Ende des Krieges, an den Beginn der Gefangenschaft in der Sowjetunion und an die „Universität" in Talizi. Welche Veränderungen hatten sich – auch mit mir selbst – in diesen sieben Jahren vollzogen!

Kniffe in den Arm

Vor allem die erste Begegnung mit David Oistrach werde ich nie vergessen. Mir war es mit „List und Tücke" gelungen, David Oistrach, Lew Oborin und Swjatoslaw Knuschewizki für ein Konzert zu gewinnen. Oistrach spielte das Violinkonzert von Tschaikowski. In der Probe gab es eine kleine Auseinandersetzung. Der junge, sehr eigenwillige, gleichfalls aus der Sowjetunion kommende Dirigent wollte unbedingt das Violinkonzert auswendig dirigieren. Oistrach lehnte das strikt ab. Daraufhin ließ sich der Dirigent zwar eine Partitur auf das Pult legen, aber es mußte die kleinste Taschenpartitur sein, die wir auftreiben konnten. Während des Konzertes riß Oistrach eine Saite, doch schon nach wenigen Minuten kam er mit einer neu aufgezogenen Saite wieder auf die Bühne.

Der Abend glich einer Offenbarung. Neben mir saß Bruno Sänger, ein sehr guter Geiger, der sich ganz auf die virtuose Unterhaltungsmusik spezialisiert hatte und ein Streicherensemble leitete. Er konnte sich während des Spiels von Oistrach gar nicht fassen und kniff immer wieder meinen Arm, um seiner Begeisterung Ausdruck zu geben. Ich

aus Bambus

ahnte damals noch nicht, daß ich einmal mit Oistrach musizieren würde.
Eines Tages bat mich der damalige Vorsitzende der Staatlichen Kunstkommission, Helmut Holzhauer, zu einem Gespräch zu sich, in dem er mir die Leitung der dortigen Musikabteilung antrug. Ich bat mir Bedenkzeit aus und mußte dieses Angebot ja außerdem mit Kurt Heiss besprechen. Der zeigt sich nicht abgeneigt, mich in diese neue Aufgabe zu entlassen. Doch noch bevor eine Entscheidung fiel, erreichte mich plötzlich der Auftrag, als Gesamtverantwortlicher das Staatliche Volkskunstensemble der Deutschen Demokratischen Republik auf einer großen Reise durch die Volksrepublik China zu begleiten. Das kam für mich völlig überraschend, erschien mir aber sogleich sehr reizvoll.
Nach eingehenden Vorbereitungen war es endlich soweit.
Am 10. Dezember 1953 fuhren wir mit einem von der Sowjetischen Staatsbahn bereitgestellten Sonderzug – nach turbulenter Verabschiedung von den zurückbleibenden Verwandten und Bekannten – vom Ostbahnhof ab. Es wurde eine lange Bahnreise, die von Berlin über Brest, Moskau und Sibirien über die chinesische Grenze nach Manzhouli (Mandschuria) und von dort weiter nach Peking (Beijing) führte. Unsere Stationen sollten sein: Peking, Najing, Tianjin, Hangzhou, Kanton, Wuhan, Shenyang, Fushun und Harbin.
Vor mir liegt ein kleines rotes Büchlein mit Tagebuchnotizen. Die erste Eintragung, gleich nach der Abfahrt in Berlin, lautet: „Sonderzug vorzüglich organisiert." Für ein Ensemble von fast zweihundert Personen wurden ja allein zwei Speisewagen benötigt. Mit den beiden jungen Genossinnen Nina und Natascha hatten wir wundervolle Betreuerinnen. Wir waren von der Gastfreundschaft, die uns das gesamte sowjetische Zugpersonal entgegenbrachte, so beeindruckt, daß wir für alle Betreuer, Schlafwagenschaffner, Köche und Kellnerinnen schon am 12. Dezember ein kleines Konzert im Speisewagen veranstalteten.
Diese Fahrt war natürlich keine Touristenreise. Wir mußten uns auf die Auftritte vorbereiten. Das begann mit Fragen der Gesundheit. Im Tagebuch finde ich die Notiz: „Frühmorgens einnehmen einer Typhustablette." Unser mitreisender Arzt achtete streng auf Bewegung und nicht zu reichhaltige Ernährung der Ensemblemitglieder. Über den letzten Punkt geriet er – ansonsten ein äußerst friedfertiger Mensch – ständig in Streit mit den für das leibliche Wohl zuständigen sowjetischen Kollegen, die darauf bedacht waren, uns gut und reichlich, zu reichlich zu verpflegen. Schließlich stellte mich der Medizinmann empört vor die Alternative: „Wenn Sie ein auftrittsfähiges Ensemble haben wollen und die Kostüme noch passen sollen, geht das nur nach dem Motto: ‚F. d. H.'." (Was ungefähr heißt: Iß die Hälfte.)
Die Mädchen vor allem nahmen sich das zu Herzen und versuchten, ab und zu eine Mahlzeit auszusparen – mit dem Resultat, daß die Schlafwagenschaffner ihnen Leckerbissen in ihre Abteile brachten und sie aufforderten: „Kuschaitje, kuschaitje!" (Eßt, eßt.)
Die Ballettänzer bemühten sich, im Gang des Zuges ein tägliches Training durchzuführen, denn die Reise erstreckte sich ja über zwölf Tage. Nur dreimal in vierundzwanzig Stunden hielt der Zug, und für zwanzig Minuten war Gelegenheit, sich auf dem Bahnsteig etwas die Füße zu vertreten. Je weiter wir aber nach Sibirien kamen, desto schwieriger wurde das. Das Thermometer sank bis auf vierzig Grad minus, in Irkutsk waren es sogar fünfundvierzig Grad.
Mit der langen Reise sind noch weitere Geschichten verbunden. Zum Beispiel diese: Wir hatten die Tagesdiäten in Rubel so dosiert, daß kein Mitglied unseres Ensembles „über den Durst" trinken konnte. Trotzdem schwankte eines Abends ein Ensemblemitglied fast im Delirium den Gang entlang. Einer der Schlafwagenschaffner bespritzte ihn mit kaltem Wasser, um ihn zu ernüchtern, aber der alkoholisierte Unglücksrabe wurde auch noch tätlich. Uns war dieser Vorfall sehr peinlich, wir beschlossen, den „Übeltäter" nach der Ankunft in Peking sofort wieder nach Hause zu schicken. Anderentags war der besagte Schlafwagenschaffner kaum zu sehen. Wir bemerkten nur, daß er mit den anderen sowjetischen Kollegen immer wieder ein Schriftstück durchging. Als ich abends in mein Abteil kam, warteten dort unser Delinquent und der Schlafwagenschaffner mit dem erwähnten Schriftstück auf mich. Die sowjetischen Freunde hatten eine „Petition" erarbeitet: Wir möchten doch unseren Kollegen weiter an der Reise teilnehmen lassen, denn er solle trotz seines Verschuldens – was er übrigens sehr bedauerte – keine schlechten Erinnerungen an ihr Land zurückbehalten.
Am 24. Dezember, unserem Heiligabend, trafen wir um zehn Uhr in Peking ein.

Applaus für Shanghai

Insgesamt traten wir von Ende Dezember 1953 bis Ende Februar 1954 in zweiundvierzig Veranstaltungen vor etwa hundertsiebenundfünfzigtausend Zuschauern mit unserem Estradenprogramm sowie einem Beethoven-Programm und mit Kammermusik auf. Das bedeutete eine große Leistung für das junge Ensemble.
Bereits in Peking wurden wir gebeten, in Shanghai – wohlgemerkt im Januar – in einem Freiluft-Theater aufzutreten. Zwar gab es da keine Minusgrade wie in Peking, aber immerhin war das Klima sehr feucht, und die Höchsttemperatur betrug am Tage nicht mehr als zwölf Grad. Ich mußte also unseren Gastgebern erklären, daß wir mit den empfindlichen Instrumenten unter solchen klimatischen Bedingungen nicht im Freien auftreten könnten.
Verzweifelt diskutierten die Chinesen weiter mit mir. Es gab nur diesen einen Auftrittsort, da in Shanghai an den vier Tagen unseres Gastspiels täglich mit fünfzehntausend Zuschauern zu rechnen sei. Aber ich mußte weiterhin ablehnen. Als die Veranstalter dann versprachen, die Freiluftbühne mit Bambusstangen „dicht" zu machen, konnte ich mir das zwar nicht recht vorstellen, sah mich jedoch gezwungen, schweren Herzens zuzusagen. Voller Spannung kamen wir in Shanghai an. Es war frühmorgens, und meine erste Frage war, ob ich mir den Auftrittsort ansehen könne. Daraufhin wurde mir mitgeteilt, es stehe zunächst eine Schiffahrt auf dem Jangtsekiang auf dem Programm. Schließlich, nach dem Mittagessen, mahnte ich wieder ganz vorsichtig. Daraufhin sagte man mir, daß nun eine Stadtrundfahrt vorgesehen sei. Erst am späten Nachmittag brachte man uns zu dem Auftrittsort, und jetzt lüftete sich das Geheimnis. In vier Tagen und vier Nächten hatte man es geschafft, das Freiluft-Theater buchstäblich „zuzumachen". Dies war durch eine geschickte Konstruktion mit gebogenen Bambusstäben, die nicht die Sicht wegnahmen, und rund um das Theater befestigte Bambusmatten gelungen. Vor der Bühne im Orchesterraum brannten offene Kohlefeuer. Ein chinesischer Arbeiter lag in einer der Ecken dieses Raumes und holte offensichtlich den Schlaf der vorangegangenen Nächte nach. Da man bereits wußte, daß die Deutschen immer frieren, hatte man besondere Garderobenräume mit elektrischen Heizöfen gebaut. Auch auf der Bühne gab es solche Vorrichtungen. Es fehlte buchstäblich an nichts. Im Freigelände hinter der Bühne stand die gesamte Shanghaier Feuerwehr. Wir konnten nur applaudieren, und ich dachte daran, wieviel Projektzeichnungen bei uns Architekten für ein solches Unternehmen hätten anfertigen müssen und welch umfangreichen Schriftwechsel es sicher wegen des Brandschutzes gegeben hätte.
Wir lernten das ganze Land vom Norden bis zum Süden kennen. Unvergeßlich für alle Beteiligten bleibt der Anblick des Westsees bei Hangzhou mit den ihn umgebenden Bergketten, einstmals der Sitz der Philosophen, Dichter und bildenden Künstler. Eine Bootsfahrt führte uns an den schönsten steinernen Zeugen früher chinesischer Kunst vorbei. Uns beeindruckte aber auch das aufregend geschäftige Shanghai. Auf der Fahrt nach Kanton faszinierte uns die immer üppiger werdende Vegetation und das Bild der typisch chinesischen Dschunken auf dem Perlfluß. Später sollten wir in der Umgebung von Kanton Anpflanzungen mit Zitronen, Apfelsinen, Mangofrüchten, Bananen besuchen.
Unsere Reise neigte sich ihrem Ende zu. Die letzten Stationen waren Fushun und Harbin. Herzlich war der Abschied.

Erste Gastspielreisen nach der Wiedereröffnung: Angehörige der Staatsoper im Moskauer Kugellagerwerk mit einem Pausenkonzert.

Im nächsten Heft:
Kein Schiff in Sicht

Fotos: Verlag der Nation, Archiv

Heute und morgen in unserer Stadt (9)

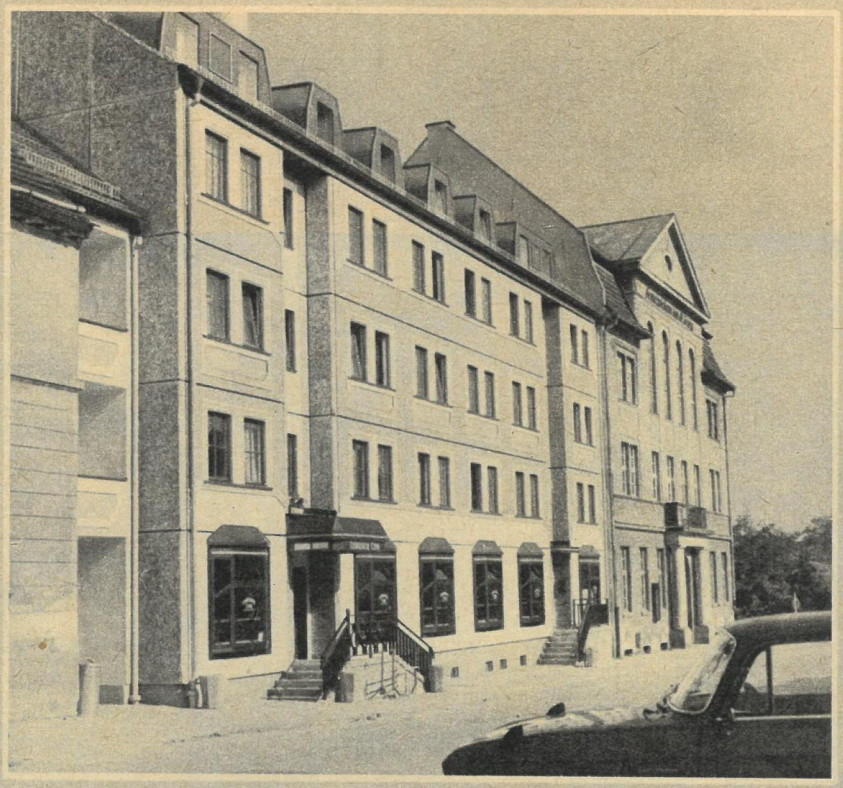
Verjüngungskur für Frankfurt (Oder)

Eine Beitragsfolge von Prof. Werner Rietdorf, Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR

Frankfurt (Oder), wichtiger Verkehrsknotenpunkt an der Oder-Neiße-Friedensgrenze zur Volksrepublik Polen, hat in den letzten Jahrzehnten als politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des Oderbezirkes eine beeindruckende Entwicklung genommen. Lebten nach den verheerenden Zerstörungen am Ende des zweiten Weltkrieges etwa 50 000 Einwohner in der Stadt, so hat sich die Bevölkerungszahl bis heute auf über 86 000 erhöht. Zahlreiche neue Wohngebiete, darunter das rund 24 000 Einwohner zählende Neu-Beresinchen, sowie die das Stadtbild bestimmende sogenannte „Halbe Stadt“ zwischen Kleistpark und Lennépark, legen davon Zeugnis ab. Das Ende der sechziger Jahre geschaffene Halbleiterwerk, in dem heute mehr als 9000 Menschen arbeiten, ist Hauptproduzent mikroelektronischer Bauelemente in der Republik.

Sieht man sich heute im Zentrum der Bezirksstadt um, bleibt einem jedoch nicht verborgen, daß gerade der zentrale Bereich, der durch 4- und 5geschossige Typen-Wohnblöcke aus den fünfziger Jahren bestimmt ist, in seinem sozial-kulturellen Charakter der gewachsenen Bedeutung Frankfurts und den Ansprüchen seiner Bewohner nicht mehr gerecht wird.

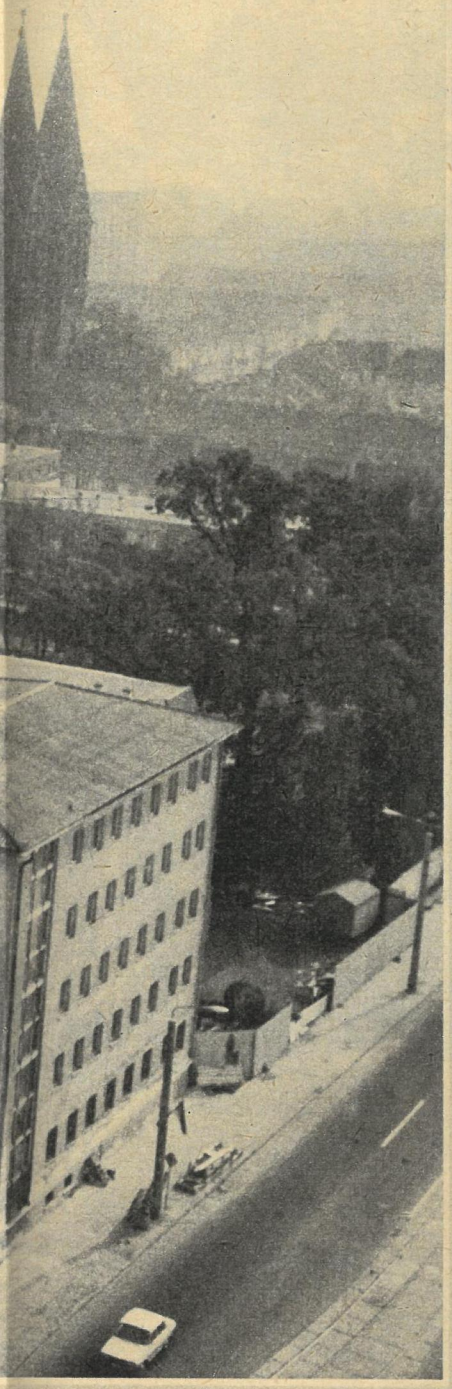
Im Auftrage der Stadtväter und unter bewährter Leitung des Frankfurter Stadtarchitekten Dr.-Ing. Manfred Vogler wurde deshalb eine städtebauliche Konzeption

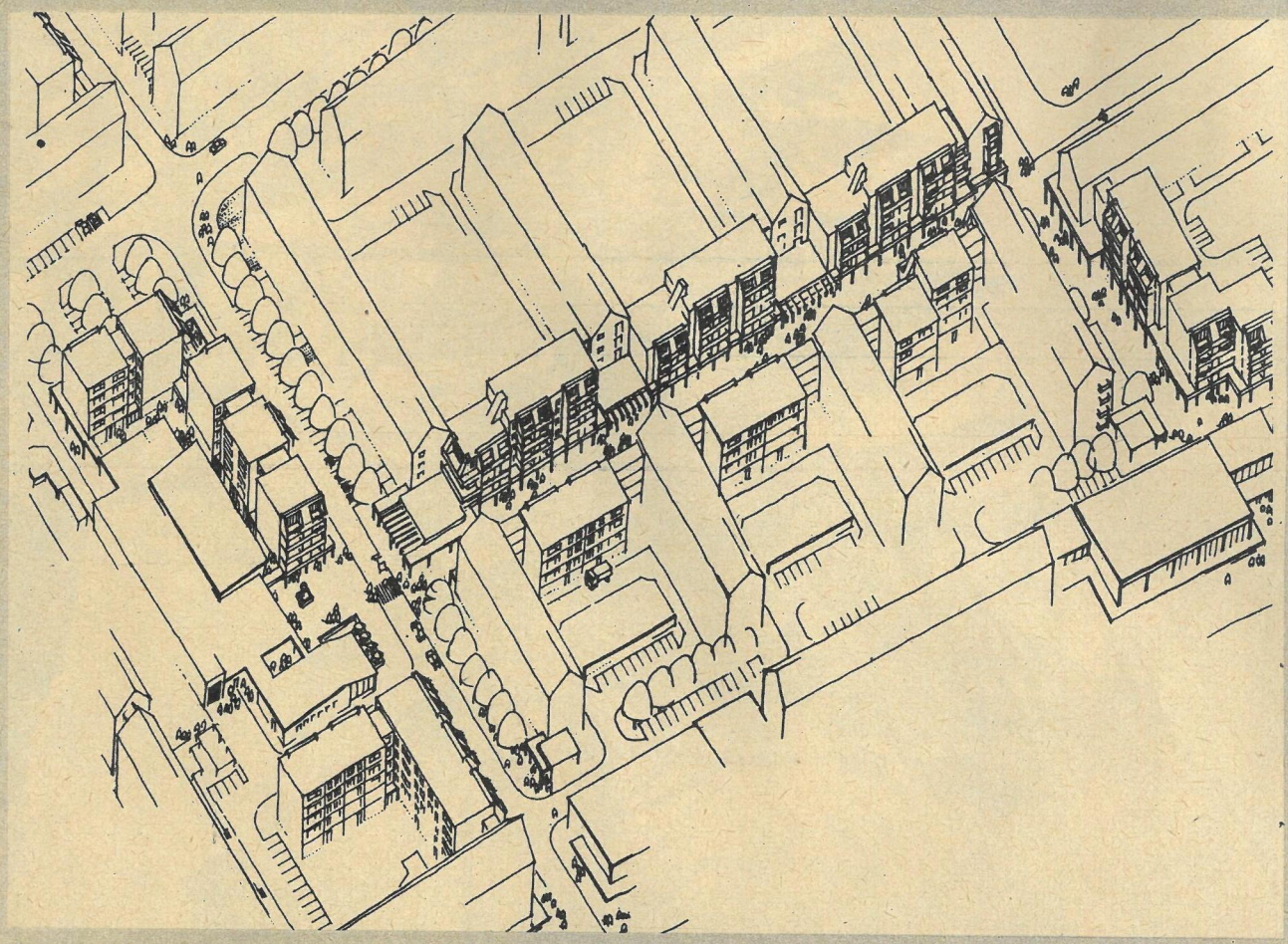


entwickelt, nach der in den Jahren von 1985 bis 1988 im innerstädtischen Gebiet zwischen Oder und Karl-Marx-Straße mehr als 1100 Wohnungen neu gebaut sowie zahlreiche vorhandene rekonstruktiert und modernisiert werden. Schwerpunkt der Neubebauung ist die Große Scharrnstraße, in der beiderseits Wohnbauten mit 3 bis 4 Wohnetagen und mit Läden, Gaststätten und Dienstleistungseinrichtungen in der Erdgeschoßzone errichtet werden (unser Schaubild). Die Projektanten des Wohn- und Gesellschaftsbaukombinates des Bezirkes, die Technologen und Baukollektive haben damit eine komplizierte und ungewohnte Aufgabe übernommen. Es geht darum, die neuen Gebäudeformationen bei günstigem Kosten-Nutzen-Verhältnis so in die freien Flächen zwischen den vorhandenen Gebäudezeilen einzuordnen, daß aus Bestehendem und Neuem eine qualitativ hochwertige Einheit entsteht.

Wenn im Juni 1988 der Bezirk Frankfurt Gastgeber zu den 22. Arbeiterfestspielen der DDR sein wird, soll der neue Fußgängerboulevard an der Großen Scharrnstraße und an der Kleinen Oderstraße seine ersten Gäste begrüßen.

Wie sich die künftigen Neubauten darbieten sollen, kann man bereits heute im Nordteil des Baugebietes sehen. Am Karl-Ritter-Platz und am Herbert-Jensch-Platz sowie an der Ostseite der Karl-Marx-Straße sind die ersten 4- bis 6geschossigen Wohngebäude (Serie WBS/IW 86) fertiggestellt (großes Foto). Ihre abwechslungsreich gestaltete Dachzone, der Erdgeschoßbereich mit den angefügten Kolonnaden und die unterschiedlichen Gestaltungsvarianten an Fenstern und Loggien sprechen vom Bemühen der Architekten und Bauleute um ortsgebundene Unverwechselbarkeit und harmonischen Anschluß an die bestehende Bausubstanz.





Vor allem sonntags ist rund um den Karl-Ritter-Platz ganz schöner Trubel. Nicht nur bei uns in der neuen Gaststätte „Lebuser Tor“ (Foto oben) zum Frühschoppen; mit Kind und Kegel kommt man hierher, um die Neubauten im Stadtzentrum zu beäugen. Man ist neugierig und kommt auch auf seine Kosten.

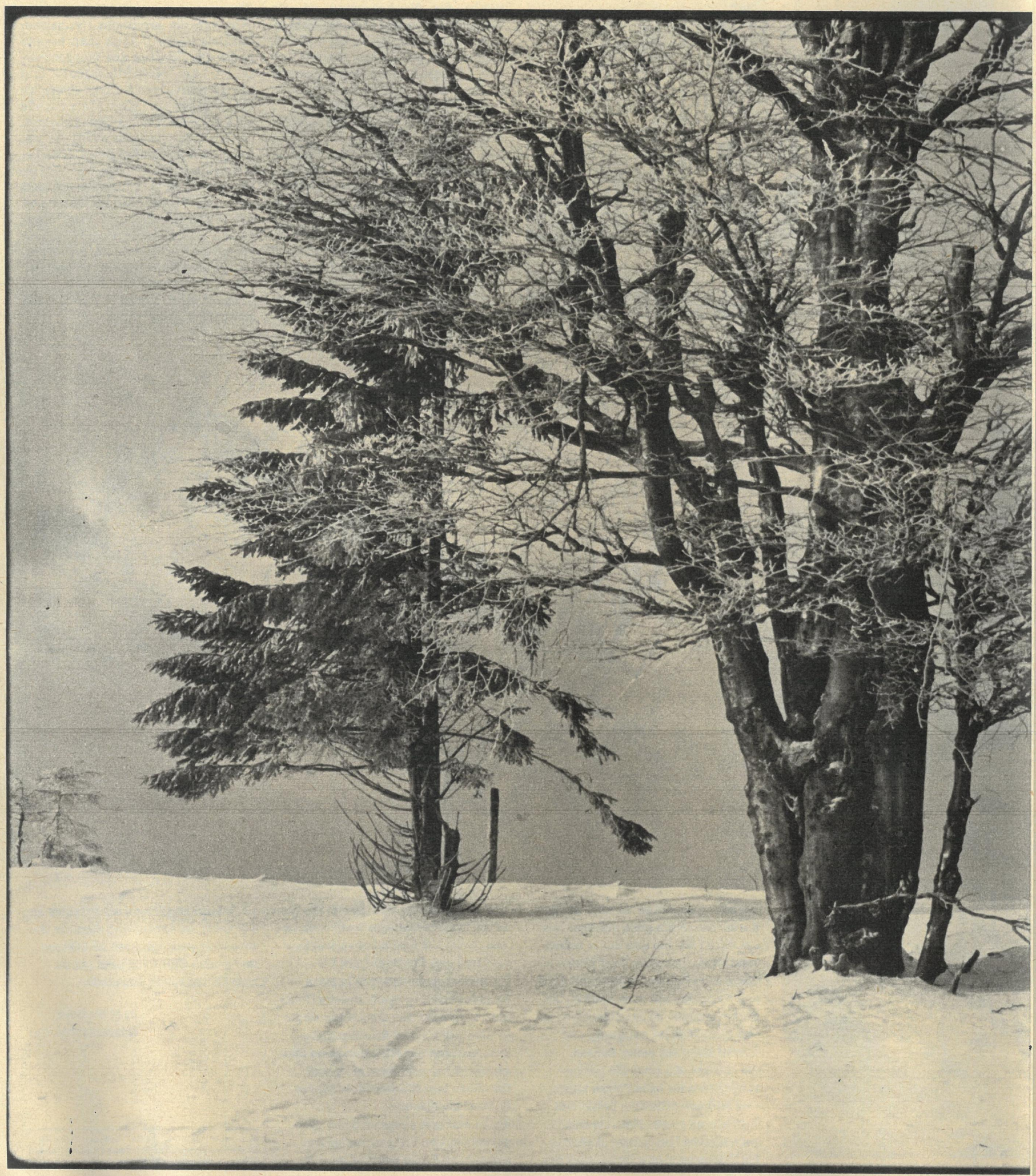
Die Häuser, die jetzt die Lücken schließen oder freie Plätze füllen, sind wirklich attraktiv. Schon mit dem ersten neuen Haus, in dem auch unsere Gaststätte „Lebuser Tor“ vor einem Jahr ihr Domizil bezogen hat, wurden die Maßstäbe gesetzt. Inzwischen aber kann man sehen, jeder Neubau ist unverwechselbar, und das Stadtzentrum bekommt so eine individuelle Note.

Es macht richtig Spaß, durchs Gaststättenfenster den Bauleuten direkt gegenüber bei der Arbeit zuzusehen. Man registriert, wenn neue Mieter einziehen und freut sich, daß Gardinen und Blumen mehr Wohnlichkeit ausstrahlen.

Wenn erst alle vorgesehenen Geschäfte in den Erdgeschoßzonen eingerichtet sein werden, wird es noch lebendiger sein unmittelbar an der Oder. Unser Beitrag dazu: in unsere Biergaststätte mit 50 Plätzen und einem Stehtisch bald schon zum Mittagessen einzuladen.

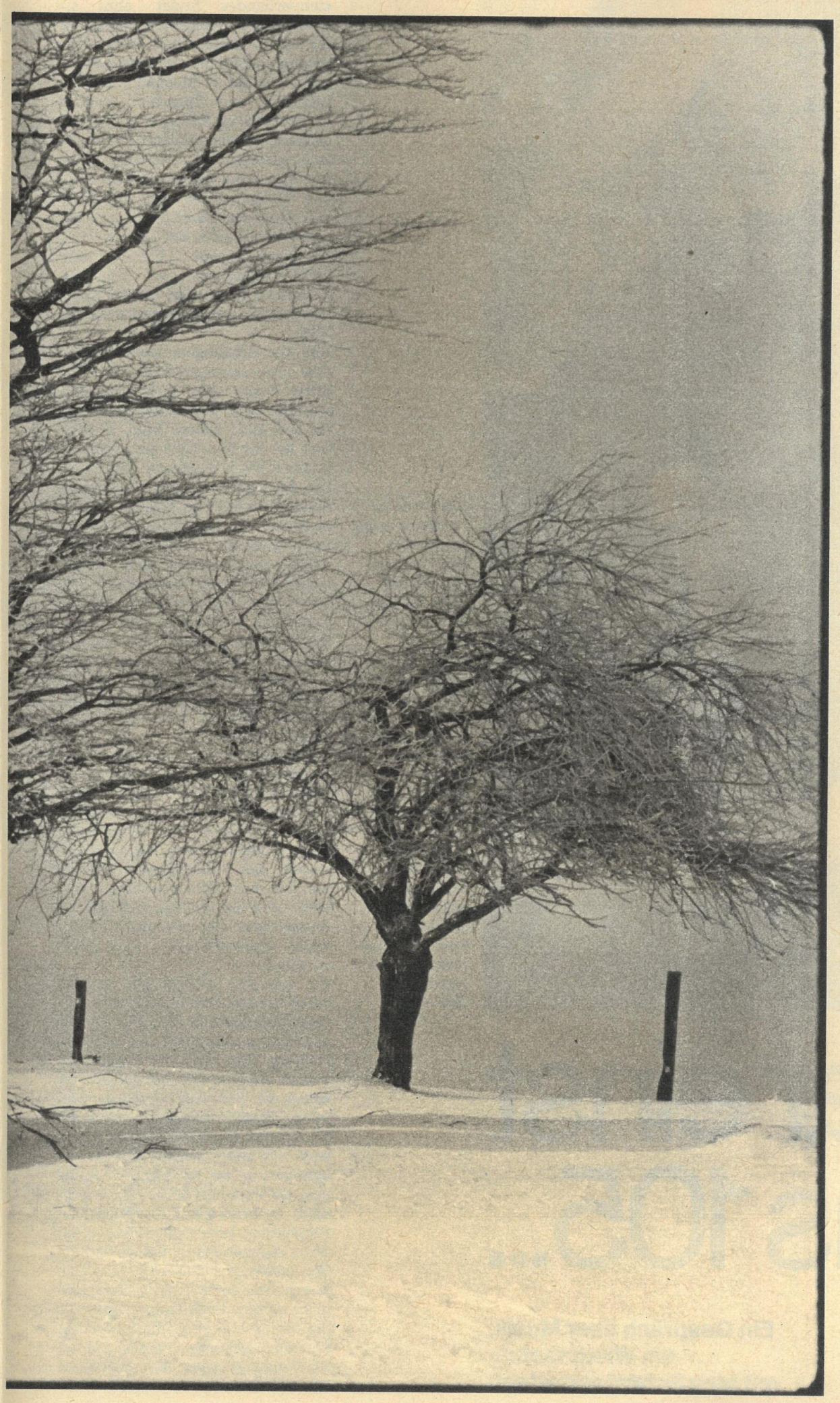
Axel Meißner
Gaststättenleiter

Zeichnung: Dipl.-Ing. Günter Hartzsch, Büro für Stadtplanung beim Rat der Stadt Frankfurt (Oder)
Fotos: D. Steinberg, W. Rietdorf



Michail Prischwin

Der erste Schnee



Die Nacht war still und mondhell. Es hatte gefroren, und im Morgengrauen fiel der erste leichte Schnee. In den kahlen Bäumen spielten Eichkätzchen. In der Ferne schien ein Birkhahn zu balzen; ich war schon drauf und dran, ihn anzupirschen, als mir klar wurde, daß nicht ein Birkhahn balzte, sondern daß der Wind von der entfernten Chaussee das Knarren eines Wagens herüberwehte.

Es war ein bunter Tag. Bald schien die Sonne, bald schneite es wieder. Um die zehnte Morgenstunde lag über den Sümpfen noch eine dünne Eisschicht, die Stubben trugen blendend weiße Tischtücher, die roten Blätter der Espe lagen auf dem Weiß wie blutige Schälchen. Eine Haarschnepfe stieg aus dem Sumpf auf und verschwand im Schneegestöber.

Gänse weideten. Im Halbdämmer stand ich unbeweglich, das Gesicht der Abendröte zugewandt. Es waren Schreie vorüberziehender Gänse zu hören, eine Schar Uferschwalben flitzte vorbei, dann große Enten. Das Erscheinen der Vögel erregte mich jedesmal von neuem, ich verlor meinen Gedanken und konnte ihn nur mit Mühe wiederfinden. Dieser Gedanke besagte, es sei doch vorzüglich eingerichtet, daß jedem von uns ein nur kurz befristetes Leben gegeben ist, in dessen Verlauf der einzelne nicht alles restlos zu erfassen vermag; daher kommt jedem von uns die Welt in ihrer Vielfalt so unendlich vor.

Foto: Peter Meißner

Ein Leben an der Seite eines der großen Meister unseres Jahrhunderts, tief vertraut mit der Musikgeschichte ihres Landes, Zeitzeugin eines einmaligen Lebens und Wirkens: Irina Schostakowitsch. Sie besuchte das Berliner Schauspielhaus und die Semperoper anläßlich der Neuinszenierung von Schostakowitschs Jugendwerk „Die Nase".

Es war einst Opus 105...

Ein Gespräch über Musik, ein Wiedersehen mit Irina Schostakowitsch

Als die junge Leningrader Lehrerin Irina Antonowna Supinskaja das Katheder verläßt, weil der Krieg die Schulstuben leergefegt und ganze Jahrgänge ungeboren ließ, als sie eine neue Aufgabe als Lektorin im Musikverlag des Komponistenverbandes findet, ahnt sie nicht, welche Weichen sie damit für ihr Leben gestellt hat. In welches Scheinwerferlicht sie hineinlaufen wird. Sie hat in Moskau russische Literatur und Sprachen studiert und betreut im Verlag nun die Herausgabe vokalsinfonischer Werke.

In ihr Arbeitszimmer tritt ein Autor und legt seine neueste Partitur auf den Tisch: „Opus 105, vielleicht eine Operette", und fragt, ob Irina Antonowna sich um die Edition kümmern könnte... Die Operette heißt „Moskau – Tscherjomuschki", der Autor Dmitri Schostakowitsch. Man schreibt das Jahr 1958.

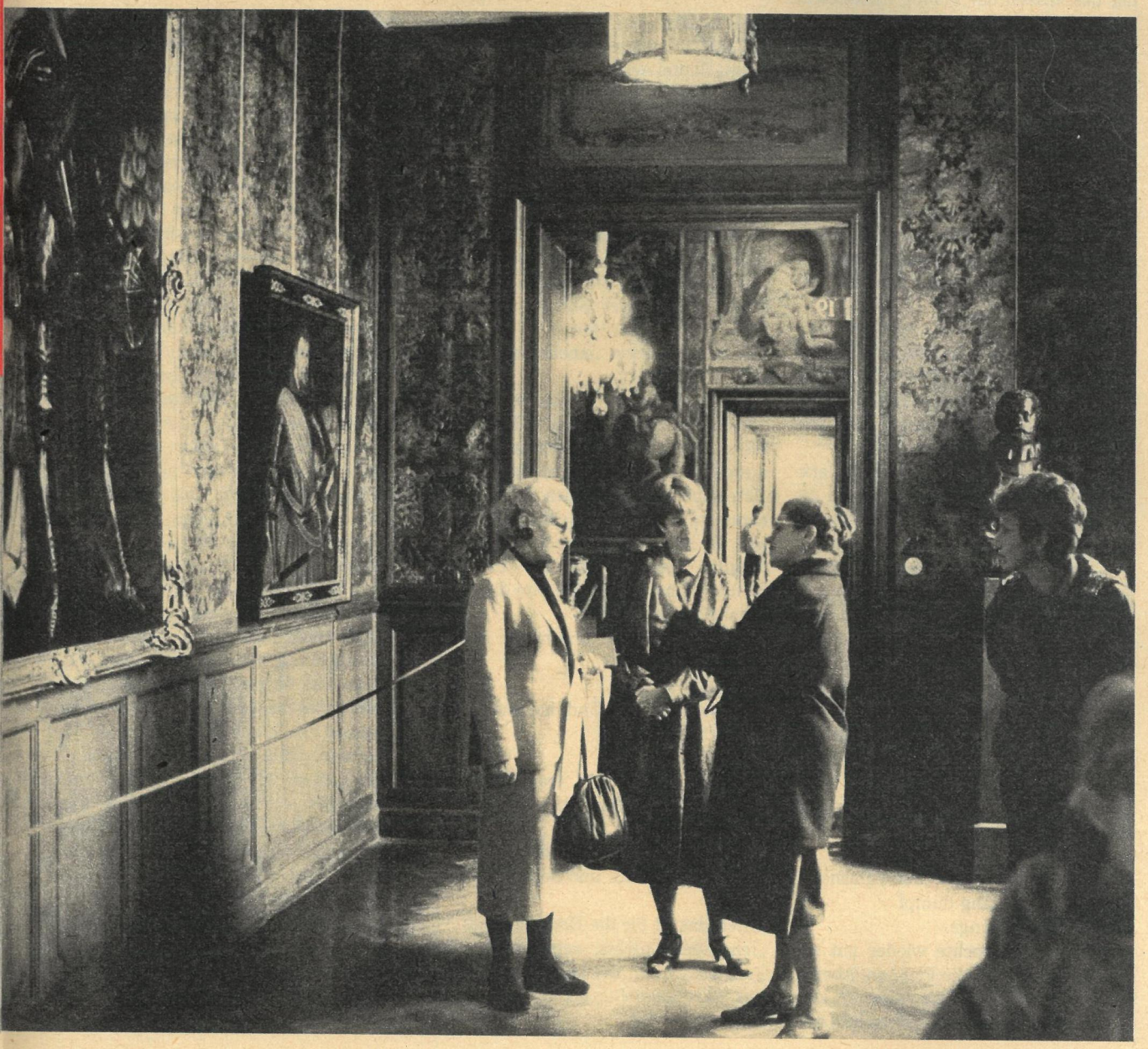
Aus der Arbeitsgemeinschaft wird eine Lebensgemeinschaft; Irina, die dritte Frau, ruhig und von unerwarteter Schlichtheit, die Gefährtin bis ans Ende seiner Tage. Er widmet ihr im Mai 1964 sein Streichquartett Nr. 9 Es-dur, op. 117.

Ich begegnete Dmitri und Irina Schostakowitsch in Moskau, später in Berlin während ihrer gemeinsamen Mitarbeit an der Erhard-Fischer-Inszenierung der beiden Opern „Katarina Ismailowa" und „Die Nase". Ich sehe in der Staatsoper Irina Antonowna noch neben ihrem Mann sitzen, wie sie im dunklen Parkett jede seiner Anmerkungen gewissenhaft in ihr Notizbüchlein aufnimmt, weil die kranken Hände ihm schon den Dienst versagen...

Jetzt, nach dreizehn Jahren, treffe ich sie wieder. Sie ist in die DDR gekommen, um der deutschen Erstaufführung der bisher unbekannten Frühwerke von Schostakowitsch beizuwohnen, die das Orchester des Volkstheaters Rostock im Berliner Schauspielhaus vorstellt, und um danach in Dresdens Semperoper die Neuinszenierung seines Jugendwerkes „Die Nase" zu sehen.

Ein harscher Herbst gibt gerade seine Antrittsvorstellung. An einem regengepeitschten Tag fahren wir dennoch hinaus nach Schloß Moritzburg. Der Himmel hängt voll herber Melancholie. Die stille Frau neben mir läßt sich nicht einreihen in die Stafette berühmter Witwen. Es kommt ihr nicht in den Sinn, sich mit dem großen Namen zu spreizen, ja sie bewegt sich unter uns, als käme sie selbst überhaupt nicht in Betracht. Die völlige Zurücknahme ihrer eignen Person hat ihren eigenen Rang, empfinde ich.

Wir lassen uns Zeit an jenem Tag, lassen uns auch vom Herbststurm nicht stören. Irina Antonowna holt die Kamera heraus, hält hier die knorrige Schönheit eines kahlen Weidengeästes fest, dort die wuchtige Architektur des aus der Seen-



platte aufragenden Bauwerkes, sucht unermüdlich Motive und Eindrücke. Oben im Schloß sitzen wir in einem kleinen Salon, man hat uns drei Stühlchen in die Mitte gestellt, auf denen wir balancieren, ein bißchen steif hineingeborgt in barocke Pracht. Wir haben die Generalprobe der „Nase“ hinter uns und vergleichen jetzt miteinander die Moskauer, die einstige Berliner und die jetzige Dresdner Inszenierung.

„Die Semperoper hat viel Arbeit und reiche Phantasie investiert“, faßt Frau Schostakowitsch ihre Eindrücke zusammen, „und Herr Zimmer am Pult interpretiert das Werk außerordentlich genau. Ich glaube, er könnte sich bei seinem Dirigat ruhig ein bißchen mutiger auf die Frechheiten der Partitur einlassen“, meint sie, verhalten lächelnd. Diese Frau stülpt nichts, aber auch gar nichts nach außen. Nachdenklich fügt sie nur an: „Schostakowitsch erlebte noch die Premiere der Moskauer Aufführung im Jahr 1974 und nahm damals mit Überraschung zur Kenntnis, daß die sinfonischen Zwischenspiele eine von ihm nicht vorgesehene szenische Einrichtung erfuhren. Er ließ es aber, wie er sich damals äußerte, ‚für diesmal durchgehen‘. Die Dresdner hier verfahren ebenso, während Schostakowitsch der Ansicht war, man solle bei den Zwischenspielen das Publikum nicht durch Bühnenaktionen ablenken. Aber bitte“, setzt sie hinzu, „die Frage einer szenischen Interpretation kann man durchaus als offen betrachten.“

Von ihr erfahre ich, daß in Moskau an der Herausgabe einer großen Schostakowitsch-Werkausgabe gearbeitet wird, angelegt auf zweiundvierzig Bände, nebst einem Ergänzungsband, der die drei Ballette enthält. „Das goldene Zeitalter“ – wir sahen's letztes Jahr vom Bolschoiballett in der Berliner Staatsoper wie in der Semperoper –, „Der Bolzen“ und „Der helle Bach“. „Übrigens“, erinnert sich Irina Schostakowitsch, „die Moskauer Aufführung der ‚Nase‘ in der Inszenierung von Pokrowski wurde seinerzeit vom Fernsehen aufgezeichnet, die Dresdner Inszenierung von Joachim Herz wird es, wie ich höre, ebenfalls. Das könnte einen interessanten Vergleich ergeben ...“ Unaufdringlich führt sie unsere Gedanken so immer wieder auf die Persönlichkeit des genialen Komponisten und dessen Lebenswerk – Irina Schostakowitsch, eine bewundernswerte Frau.

Ingeburg Kretzschmar (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Romualdas Lankauskas

Zwischen den

Der sowjetlitauische Schriftsteller Romualdas Lankauskas, 1932 in Klaipeda geboren, ist in seinem Lande hauptsächlich als Novellist hervorgetreten. Sein Talent bevorzugt die dramatisch zugespitzte Fabel, in der eine entscheidende Situation in einem menschlichen Leben gestaltet wird. Nach einem Literaturstudium war er an verschiedenen Zeitschriften tätig. Erste Novellen erschienen 1952. Seit dieser Zeit ist er ein geschätzter Erzähler, dessen Geschichten inzwischen in viele Sprachen übersetzt wurden. Die vorliegende Novelle wurde von Helmut Komp ins Deutsche übertragen.

Das andere Ufer des Nemunas war nicht zu erkennen, es war mit einem dichten, grauen und steifen Nebel verdeckt, der über der Erde lag, die der Herbstreif schon berührt hatte. Der angeschwollene Fluß trug hineingefallene Blätter mit sich, trockene Äste, eine Flasche Bier und eine Zigarettenschachtel, Abfälle vom vergangenen Sommer. Sie wurden am Ufer entlang in die Ferne, in die Ostsee geschwemmt.

Der Nebel war kalt. Er lichtete sich nicht.

Die Stimmen der Leute verstummten, es folgte eine bedrückende, beklemmende Stille, die nur vom Quietschen verrosteter Rollen unterbrochen wurde: Die Fähre näherte sich langsam dem Ufer. Der Arzt stand an der Anlegestelle. Er knöpfte sich den Mantel zu, schlug den Kragen hoch und streckte seine rauhen, klammen Hände in die Manteltasche. Sie wurden nicht warm. Die Kälte und die Feuchtigkeit drangen durch die Bekleidung. Ihn fröstelte. Der Herbst. November. In der Stadt spazierte er zu einer solchen Jahreszeit ohne Handschuhe, im offenen Mantel, und es war nicht kalt. Aber hier, in dieser abgelegenen Gegend, die umgeben war von Wasser und Pfützen, vom schwarzen, schmutzigen, nach entsalzener Kälte riechenden Wasser, hier war das anders. Hier brauchte man wollene Handschuhe, Schal und Pullover. Seine weißen, gut gebügelten Hemden und der seidene Schlips wärmten hier nicht. Auch die Schuhe waren falsch gewählt: Mit den zierlichen, dünnsohligen Schuhen, wirklich moderne, städtische, konnte man nur zu Vergnügungen laufen. Auf sie fiel ein Schmutzbatzen, und die Füße spürten die Kälte. Er begann, unmerklich seine Zehen zu bewegen, um sie zu erwärmen. Dieser Novembernebel! Wann wird er sich lichten, wann wird am Himmel die Herbstsonne auftauchen, die zwar nicht wärmt, aber mit ihren Strahlen irgendwie eine freudige, belebende Wirkung hinterläßt?

Der Blick des Arztes verweilte am Koffer. Dieser veranlaßte ihn, an die Reise, an den Zug, an die Stadt zu denken. In einigen Stunden wird er fern von hier sein. Er wird durch die beleuchteten Straßen der Stadt spazieren, in der es keinen Dreck gibt, in der der Asphalt glänzt und in deren Restaurants er sich satt essen und trinken kann. Er wird die Freunde und die Bekannten aufsuchen. Sie werden ihm zu einer Anstellung verhelfen, und wenn es die niedrigste Arbeit wäre. Denn in dieser Gegend bleibt er nicht. Unter keinen Umständen! Soll doch das Ministerium einen anderen an seine Stelle setzen. Was geht ihn das an? Er hat lange genug zugebracht an diesem Wasser, das an ihm vorbeifließt. Er aber blieb stehen. Alleine. Ohne Freunde. Weg von der Stadt, an die er sich gewöhnt hatte. Er hat das Brot eines Arztes in diesem Winkel gekostet und kennt jetzt dessen Geschmack. Richtig, drei Monate sind keine lange Zeit, aber ihm reicht's. Vergällt sind ihm die Abende, das Wasser, die Stille, der Nebel. Wie glücklich ist er, wegzufahren.

Furchtbar langsam bewegt sich die Fähre. Wenn sie doch schneller herankäme! Die eiserne Kette scheppert über dem Fluß, sie verschwindet im Nebel, von dorther dringt ein unangenehmes zu Ohren gehendes Quietschen.

Der junge Mann blickte um sich. An der Fähre wartete er nicht alleine. Unweit von ihm stand eine Frau mit ihrem Jungen. Sie wollten ebenfalls verreisen. Dem Jungen war nicht kalt, er war warm angezogen, um seinen Hals hatte er einen wollenen Schal gebunden. Auch der Junge hatte keine Geduld, auf der Stelle zu verharren:

„Mama, geht's bald los?"

„Bald schon, mein Junge, bald."

Ein Lastauto mit Kisten kam herangefahren, der Arzt roch den angenehmen Duft von frischgeräuchertem Fisch. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Plötzlich fiel ihm ein, wie schmackhaft die Rotbarsche gewesen waren, obwohl er in letzter Zeit das Gesicht verzog, wenn ihm seine Wirtin Fisch zum Frühstück reichte. Auch der Fisch war ihm zuwider. In den drei Monaten hatte er ihn satt bekommen. Für immer. Er entsann sich, wie erstaunt seine Wirtin gestern gewesen war, als sie von seiner Abreise erfahren hatte. „Ist es Ihnen denn hier schlecht ergangen, hat Ihnen was am Essen gefehlt?" Er hatte ihr nicht geantwortet.

Die Fähre war zum Greifen nahe. Aus dem Nebel tauchten ihr Bug und der gebeugte Fährmann auf. Das war ein großer alter Mann mit einem Holzbein, das auf die Balken pochte, wenn er über die Fähre schritt.

Das Wasser brodelte am Ufer unmerklich auf, die Fähre stieß seitlich an die Anlegestelle und legte fest. Geräuschvoll heulte der Motor des Lastautos auf. Der Verbindungssteg knarrte, und das Auto rollte langsam auf die schwankende Fähre. Aus der Kabine kletterten der Chauffeur in einem Pelz und ein junger Mann mit einem roten, wie von der Sonne verbrannten Gesicht. Das war der große Endrius, der größte Mann im Fischerdorf. Er war betrunken. An seiner Unterlippe klebte ein verloschener Zigarettenstummel.

Die Frau, der Junge und der Arzt, der einen schweren Koffer trug, kletterten auf die Fähre.

„Sind das alle?" fragte der Fährmann. Seine Stimme klang dumpf.

„Alle", rief der Junge.

Der Fährmann pochte wieder mit seinem Holzbein über die Planken. Aber er bewegte sich rasch, als habe er kein künstliches Bein. Er trug einen braunen Bart, der an eine abgenutzte Bürste erinnerte. Seine Augen waren gerötet. Er zog die Stange zurück, löste das Tau vom Pfahl und ließ vorsichtig los.

Auch der Chauffeur half mit. Die Fähre glitt in die Strömung und entfernte sich langsam von der Anlegestelle. Endrius versuchte das Tau aufzuheben, aber es entglitt seinen Händen. Zornig stieß er es mit den Füßen zur Seite. Er torkelte hin und her, blickte aus trüben Augen und schnaufte wie ein wildgewordener Stier.

Der Arzt lehnte am Ende der Fähre und blickte auf das dahinfließende Wasser, über dem der Nebel hing, ein kalter, undurchsichtiger Vorhang, der das Ufer, die Häuser und Bäume vor ihm verbarg. Er fährt weg. Niemals mehr wird er zum anderen Ufer zurückkehren, wo das entlegene Fischerdörfchen mit den roten Ziegeldächern, mit den engen Straßen und dem Fischgeruch liegt.

Die Kälte spürte er in seiner Rocktasche. Der Arzt zog seine Hände heraus und begann sie zu reiben. Die Haut wurde rot und schrumplig.

„Du mein lieber Gott, der Doktor ist ohne Handschuhe", bemerkte die Frau mit Erstaunen. Sie suchte irgendwas in ihrem Beutel. Dann zog sie wollene gestreifte Handschuhe hervor und reichte sie ihm schüchtern entgegen.

„Nehmen Sie, Herr Doktor! Wie können Sie denn ohne Handschuhe ... und noch auf der Reise..."

Ihm war das peinlich.

„Danke. Ich brauche sie nicht."

„Sie brauchen sie", erwiderte sie hastig, „was denken Sie, Sie werden sich noch erkälten!" In ihrer Stimme klang die Sorge einer Mutter mit.

Der Arzt bewegte unbeholfen die Finger.

„Mir ist nicht kalt. Ich werde mir welche in der Stadt kaufen." „Das sagen Sie so hin: nicht kalt. Nehmen Sie, genieren Sie sich nicht", ermutigte sie ihn. „Ich habe sie für meinen Sohn mitgenommen, aber ich werde ihm neue stricken. Er hat welche. Sie haben meinen Jurgutis geheilt. Ich bin in Ihrer Schuld." Und sie drückte ihm die Handschuhe in die Hände.

„Sie schulden mir überhaupt nichts", sagte er verletzt.

„Ich gehe weg."

„Sie gehen weg? Und kommen nicht wieder?"

„Nein!"

„Warum denn nur?" fragte sie enttäuscht. „Hat es Ihnen bei uns nicht gefallen?"

Ohne zu antworten, zog der Arzt seine Brieftasche hervor und begann Geld zu zählen.

„Hier, das ist für die Handschuhe!"

„Ich nehme nichts, nein!" wehrte die Frau ab. „Wenn Sie nicht gewesen wären, wäre mein Jurgutis nicht mehr am Leben."

Der Arzt steckte das Geld ein, die Handschuhe jedoch zog er nicht über, obwohl die Kälte in die Finger zwickte. Sein Blick verweilte am Jungen, der neugierig zu ihm hochschaute. Dessen Wangen waren von der Kälte gerötet, seine Augen glänzten vor Freude. „Was für ein lieber Bursche", dachte der Arzt. Er erinnerte sich, wie er eines Abends zu einem Kranken gerufen wurde. Sein Patient war dieser Junge. Im Zimmer eines Fischers war ein schweres, keuchendes Atmen zu hören, als erdrücke eine unsichtbare Hand die Kehle des Kindes. Es war Diphtherie. Die Wangen glühten. Jede Minute war kostbar. Der Arzt gab ihm eine Spritze. Einige Tage kämpfte der Junge gegen den Tod. Doch dann erholte er sich und stand nun gesund vor ihm.

Plötzlich spürte der Arzt die Hand der Frau. Ohne ihn zu fragen, zog sie ihm die Handschuhe über und sagte leise:

„Bleiben Sie gesund!"

Der Arzt blickte bedrückt auf seine Hände. Es waren schöne Handschuhe: Schwarz und durchwebt mit grünen Fischgrätenmustern. Er erinnerte sich, daß er irgendwann einmal dieselben besessen hatte, sie hatte die Mutter gestrickt, als er die Grundschule verließ. Jeden Tag war er hier durch den Dreck und den Regen gewatet, dabei klapperten im Dezember die hellen Holzklumpen, so ging er gebeugt gegen den rauhen Wind, den Kopf eingezogen, wobei ihm damals nicht erschien, als seien der Dreck und die Kälte so sehr furchtbar. Er war froh, lernen zu dürfen, denn es gab Jungen im Dorfe, die ihn beneideten, weil sie Vieh hüten mußten, während er in der Schule saß und der angenehmen, ruhigen Stimme der Lehrerin lauschen durfte. Seine Lehrerin war blaß, aber hübsch. Sie hustete häufig. Irgend jemand sagte eines Tages, daß die Lehrerin nicht mehr lange leben werde. Das stimmte ihn traurig. Warum mußte sie sterben, so jung und hübsch? Aber das war schon lange her, und er wußte nicht, wo sich die Lehrerin heute aufhielt.

Die Handschuhe der Frau wärmten seine Hände, und seinen fröstelnden Körper erfaßte ein zartes, irgendwie eigenartiges und vordem nicht vorhandenes Gefühl. Ihm schien, daß die Handschuhe nicht einfach wärmten, sondern in seiner Handfläche glühten.

Aber nein. Ich werde meinen Entschluß nicht ändern. Warum soll ich das tun? Die meisten meiner Freunde blieben in der Stadt oder bekamen Arbeit im Bezirk. Andere kamen zu Erfolgen, nur ihm war nichts gelungen. Da hatte sich sogar Irena, die Schwächste vom Kurs, die nicht einmal eine Grippe von einer Lungenentzündung unterscheiden konnte, in der Stadt eingerichtet. Natürlich nicht selbst, sondern mit Hilfe des Vaters, eines bekannten Professors. Sie

Illustration: Karl Fischer

Ufern

hatte geheiratet, was sie schon immer wollte, und fuhr ein blitzendes Auto, das ihr der Vater zur Hochzeit geschenkt hatte. Wie war das alles sonderbar. Dabei fand sie mich irgendwann einmal sogar sympathisch. Ich hätte sie heiraten sollen, dann wäre ich in der Stadt geblieben, im warmen, sonnigen Zimmer des Hauses vom Professor. Aber ich habe sie nicht geliebt. Nein, nein, nicht nur der fehlenden Schönheit wegen. Sie gefiel mir nicht. Ihre Dummheit ärgerte mich. Ich verzichte auf all das, auf den ganzen Komfort! Niemals werde ich ein Fremder im eigenen Hause sein, niemals werde ich meine Ehre für solche Dinge verkaufen. Aber auch hier werde ich nicht bleiben. Wie lang und traurig sind die Herbstabende, wenn du alleine bist.

Richtig. Einige Male war ich zu Gast bei der hiesigen Lehrerin, und die Abende bei ihr verflogen wie ein Hauch. Ich fühlte mich wohl, wenn sie mich mit Tee bewirtete, wenn wir uns unterhielten und uns an die Studienzeit erinnerten. Sie war jung und zerbrechlich, erwähnte jedoch mit keinem Wort, daß es ihr hier schwerfalle und daß sie sich für eine andere Arbeit entschlossen habe. Tatsache, warum beschwerte sie sich nicht? War sie kräftiger als ich, besaß sie einen stärkeren Willen und Ausdauer? Mir schien, sie hatte mich eigenartig angeblickt. Aber das war mir vielleicht nur so erschienen. Es ist beschlossen. Ich fahre weg.

Die Ketten der Fähre kreischten. Das glatte Wasser geriet in Bewegung. Das Ufer lag greifbar nahe. Durch den Dunst drangen graue Sträucher und ein in den Hügel steigender Kiesweg, der erneut in Nebelschwaden verschwand.

Irgendwelche Menschenschatten bewegten sich an der Anlegestelle. Der Fährmann lehnte auf dem Geländer, richtete seinen Blick auf irgendeinen Punkt und spuckte manchmal durch seine gelben Zähne. Irgendwie blickte er voller Sorge, voller Entschlossenheit auf das Ufer, als käme auf ihn eine schwere Verantwortung zu. Er stand an seinem Platz, täglich setzte er Dutzende Menschen über, und ihm gebührte Achtung. An sein Bein dachte er nicht. Er wußte, daß er hier gebraucht wurde.

Der Arzt trat an den Kraftfahrer heran, der angelehnt am Auto stand, die Hände in den Pelz gesteckt. Der lange Endrius murmelte irgendwas unter der Nase beim Versuch, sich eine Zigarette anzuzünden.

„Nehmen Sie mich bis zur Stadt mit?“ fragte der Arzt.

„Das kann ich“, erwiderte der Kraftfahrer. „Endrius!“

„Was?“

„Du mußt hinter auf die Kisten! Der Doktor fährt in die Stadt.“ „Wieso muß ich ihm meinen Platz abtreten, was ist er besser als ich?“ murrte Endrius.

„Ich sag dir, mach hinter!“

„Um keinen Preis. Ich bin doch kein Dummkopf! Da hat sich ja ein Herr eingefunden. Hat zwei Monate bei uns gelebt, 's hat ihm nicht gefallen. Soll er doch dorthin verschwinden, woher er gekommen ist.“

„Halt deinen Rand!“ befahl der Kraftfahrer. „Ich sag dir, du machst hinter auf die Kisten!“

„Da kannst du selbst hinklettern, wenn du's willst, aber ich werde in der Kabine sitzen. Doktoren gibt es alle möglichen. Was braucht man sie? Ich war noch nie krank!“

„Du nicht, aber andere“, mischte sich die Frau ein. „Du solltest lieber deinen ungewaschenen Mund halten.“

Aber Endrius erregte sich noch mehr. Er zürnte bereits die zweite Woche, nachdem seine Freundin einen anderen geheiratet hatte. Fast jeden Tag konnte man ihn am Büfett vor einer Schnapsflasche sehen, den Kopf auf seine schweren Hände gestützt und durch den Tabakqualm in die Ecke starrend. Dann, in der Trunkenheit, begann er zu toben und suchte Streit. „Ich erschlag ihn!“ gröhlte er. „Ich zerbreche ihm die Rippen!“ Erst vorgestern hatte es eine Schlägerei gegeben. Endrius zerschlug eine Flasche und kehrte, die Welt verfluchend, mit blutenden Händen nach Hause zurück. Der Arzt kam aus dem Ambulatorium gestürzt, um ihn aufzuhalten und die verletzte Hand zu verbinden, aber Endrius stieß ihn zur Seite und torkelte durch den Dreck. Er schnaufte aus verstopfter Nase. Später sah ihn der Arzt im Kahn sitzen. Er hatte seinen gebeugten Kopf in die blutigen Hände gelegt und weinte still. Seine breiten, kräftigen Schultern zitterten.

Endrius schritt auf den Arzt zu und stieß ihm den Finger auf die Brust.

„He, du, ich sag' dir, zieh Leine, verschwinde!“

Er stand vor ihm und starrte ihn aus geröteten Augen an. Seinem Mund entströmte ein starker Fuselgestank.

„Endrius“, mahnte die Frau. „Du bist wohl nicht bei Sinnen!“ „Reiß dich zusammen!“ rief der Kraftfahrer.

„Ich fahre weg. Bläk nicht rum!“ sagte der Arzt.

„Ich bläke? Das sagst du Tintenfuchser?“ knurrte Endrius. „Ich?“ Er trat auf den Fuß des Arztes und stieß ihn zur Seite.

Der Arzt wurde zornig. Sein Gesicht lief dunkelrot an.

„Geh zurück!“ schrie er verletzt, und, ohne zu überlegen, schlug er auf Endrius ein. Der schritt zurück, taumelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Es klatschte laut. Dann war es still. Endrius' Kopf verschwand im Wasser. „Oh du lieber Gott!“ kreischte die Frau. Der Junge begann zu heulen.

„Verflucht!“ schimpfte der Fährmann. „Da habt ihr euch eine Stelle für die Schlägerei ausgesucht. Der eine wird ertrinken und du, Mann, mußt das verantworten.“ Er packte das Ruder und sprang zum Fährenrand. Der Arzt erschrak. „Wenn er nun wirklich ertrinkt?“ schoß es ihm durch den Kopf, warf den Mantel ab und wollte in den Fluß springen, als der nasse Kopf von Endrius aus dem Wasser tauchte. Prustend und um sich schlagend ergriff der das herausgeschobene Ruder. Der Kraftfahrer, der sich über die Fähre gebeugt hatte, packte ihn am Kragen, und die Männer zogen ihn unter Anstrengung auf die Fähre.

Endrius sah bedauernswert aus. Irgendwie war er plötzlich kleiner geworden. Das Wasser lief aus seinen Kleidern. Die nassen Haare klebten auf seiner Stirn. Die Strömung trug seine Mütze weg. Er fluchte laut, aber sein Zorn war völlig verschwunden.

„Das geschieht dir recht!“ murmelte die Frau. „Was läßt du dich mit dem Doktor ein.“

Der Kraftfahrer lachte: „Na, hast du dich abgekühlt, Endrius?“ „Groß, aber dumm!“ sagte der Fährmann.

Endrius zitterte, er klapperte mit den Zähnen.

„Er wird sich erkälten“, meinte der Arzt, „was sollen wir jetzt tun?“

„Was geht's dich an“, maulte Endrius, beherrschte sein Zittern und streckte sich in seiner ganzen Größe. „Ich friere nicht. Siehst du das nicht? Mir ist nicht kalt, sage ich dir. Ihr könnt alle zum Teufel gehen!“

Die Fähre legte an. Der Arzt bezahlte. Mit einer Handbewegung scharrte der Fährmann die Kopeken in die Blechbüchse und riß die Fahrkarten ab. Alle kletterten ans Ufer. Das Lastauto fuhr mit den Kisten von der Fähre und hielt vor der Anlegestelle. Neue Fahrgäste stiegen ein.

„Trink einen Schluck Branntwein, Endrius!“ schlug jemand vor. „Da wird's dir wärmer.“

„Ihm ist's schon wärmer.“

Die Stimmung des Arztes war verdorben. Er fühlte sich schuld an dem, was geschehen war, und ihm tat Endrius leid. Das Gefühl des Bedauerns beschlich ihn zunehmend und spornte ihn zu einem Entschluß an.

Von der anderen Seite des Flusses erscholl durch den Nebel ein erstickter Ruf.

„Was ist das?“ fragte die Frau. Der Ruf wiederholte sich, nun schon deutlicher.

„Dok-tor, Dok-tor!“

Der Arzt blieb stehen und horchte. Es gab keinen Zweifel: Er wurde gerufen. Irgend jemand brauchte ihn.

Endrius horchte ebenfalls auf, und seine Gesichtszüge änderten sich plötzlich. Er blickte erschrocken und beunruhigt den Arzt an. Die Stimme machte ihn zu einem anderen Menschen, einem flehenden und besorgten. Seine Lippen zitterten. Er ähnelte einem großen verzweifelten Jungen.

„Doktor“, sagte die Frau, „Sie werden gerufen.“

Endrius öffnete seine Lippen.

„Das ist die Stimme meiner Mutter. Wahrscheinlich liegt meine Schwester in den letzten Wehen.“

Endrius warf erneut einen Blick auf den Arzt und senkte seinen Kopf.

Der Fahrer rief aus der Kabine:

„Na was, Doktor, fahren Sie mit?“

Der Arzt schwieg. Hörte den Ruf wie eine eigensinnige unwiderstehliche Forderung. Auf seiner Stirn rannen Schweißtropfen. Der Nebel wurde zum Dampf, zum heißen schwülen Dunst der Erde. Dieser Augenblick quälte ihn wie eine langdauernde Ewigkeit. In ihr vernahm er die stärker werdende Menschenstimme wie ein Weltenecho.

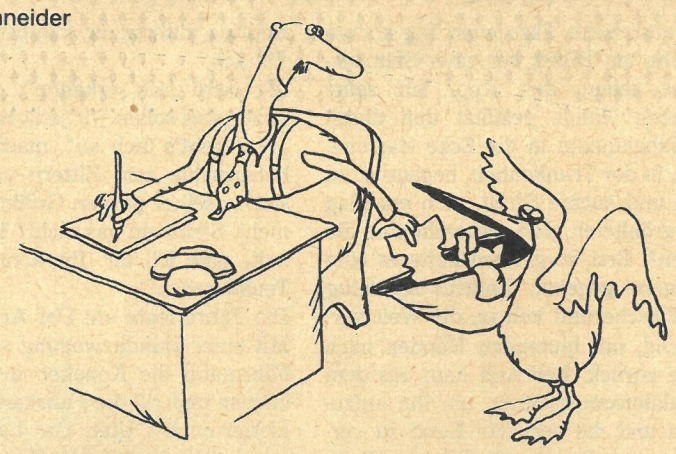
„Nein, ich fahre nicht mit“, entschied er und biß die Zähne zusammen.

Er hörte, wie Endrius aufatmete, und sah, wie er seinen Koffer aufhob und zur Fähre zurücktrug.

Sie entfernte sich bereits langsam vom Ufer, kreischte dabei und quietschte. Der Arzt sprang zu ihr hinüber. Jetzt war er ruhig. Seine Stirn wurde trokken. Er blickte in die Richtung, aus der soeben die Rufe erklangen. Er hatte die Kälte, die Feuchtigkeit und den Dreck völlig vergessen. Die Fähre schwamm langsam über den Fluß, und der Nebel strömte an ihr vorbei.

Die Ordnung, die im Kopfe fehlt, findet sich auch nicht im Schreibtisch. Hannemann

Schneider

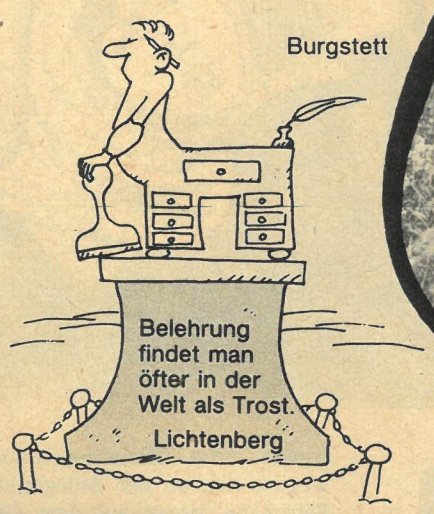


Steger

Er konnte sich den ganzen Tag in einer warmen Vorstellung sonnen.
Lichtenberg

Tesler, Moskau

Burgstett



M. Pjankrat

Wie man ein Referat hält

Bevor man das Rednerpult betritt, sollte man all das lesen, was die Klassiker zu dem betreffenden Thema geschrieben haben und besonders wichtige Gedanken auswendig lernen.

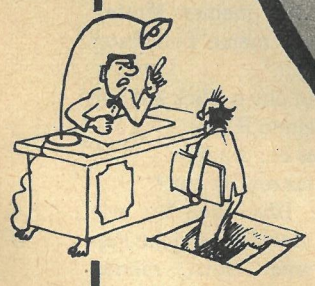
Es empfiehlt sich weiterhin, solche Wort wie „ich denke", „ich meine", „mir scheint" zu streichen und dafür „wir denken", „wir meinen", „uns scheint" einzusetzen, damit die Hörer wissen, daß sich der Referent mit den Klassikern, deren Zitate er verwendet, solidarisiert.

Lassen Sie sich bei Ihrem Vortrag viel Zeit. Machen Sie des öfteren eine kleine Pause, um konzentriert an die Decke zu blicken oder nach dem Wasserglas zu greifen.

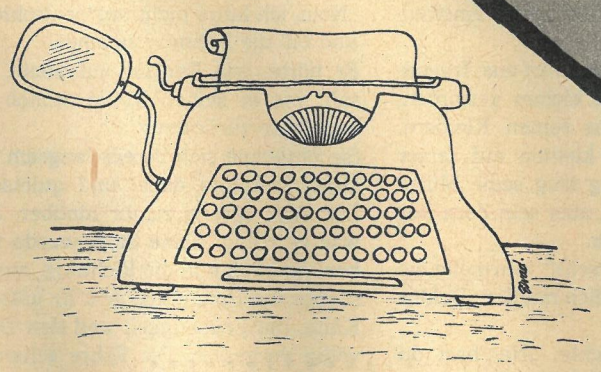
Sollte es den Hörern einfallen, während Ihres Vortrages zu zischen, zu tuscheln oder zu lachen, lassen Sie sich dadurch nicht beirren. Setzen Sie Ihr Referat fort und denken Sie daran, daß lebhafte Zuhörer immer noch besser sind als schlafende. Sollten die Hörer aber einschlafen, messen Sie dem auch keine Bedeutung bei. Es ist bedeutend angenehmer, vor friedlich schlafenden Hörern zu sprechen als vor einem zischenden, tuschelnden oder lachenden Auditorium.

Sie müssen als Referent zu jeder Zeit auf eine Überraschung gefaßt sein. Wenn beispielsweise das Licht im Saal ausgeht, so rufen Sie mit markiger Stimme in die Dunkelheit: „Ich muß Sie darauf hinweisen, daß soeben das Licht im Saal erloschen ist. Was bedeutet das, Kollegen? Nun, es bedeutet, daß es eine Havarie gegeben hat. Ich frage Sie: Wo kämen wir hin, wenn alle..." Fahren Sie in dieser Art fort, bis das Licht wieder angeht. Wenn Sie etwa die Hälfte Ihres Referats vorgetragen haben, sollten Sie von Zeit zu Zeit auf die Uhr sehen. Dadurch entsteht bei den Hörern der Eindruck, daß Ihre Zeit kostbar ist. Bitten Sie später um rege Diskussion, so beantworten Sie die Hörerfragen mit Klassiker-Zitaten. Sollte das eine oder andere Zitat den Fragesteller nicht befriedigen, weisen Sie ihm nach, daß man die Frage s o nicht stellen kann. Und seien Sie überzeugt, daß es danach keine Fragen mehr gibt.

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka



Radev, Sofia



Ein Blatt Papier,

das zusammen mit anderen Blättern auf einem Schreibtisch lag, sah sich eines Tages mit Zeichen bedeckt. Eine Feder, in schwärzester Tinte gebadet, hatte es mit vielen Wörtern und Zeichen übersät. „Konntest du mir diese Erniedrigung nicht ersparen?" sagte das Blatt erzürnt zur Tinte. „Du hast mich besudelt mit deiner höllischen Schwärze und für immer ruiniert!"

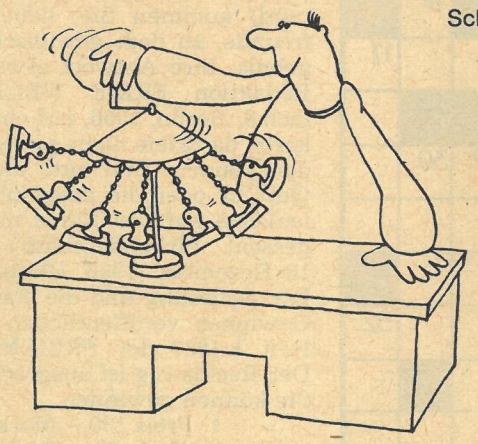
„Warte ab", antwortete ihm die Tinte. „Ich habe dich nicht besudelt, sondern mit Sinnbildern versehen. Jetzt bist du kein Blatt Papier mehr, sondern eine Botschaft und bist somit ein kostbares Instrument geworden."

Und in der Tat: Bald darauf machte jemand Ordnung auf dem Schreibtisch, sah die verstreuten Blätter und wollte sie ins Feuer werfen. Unversehens kam ihm das „besudelte" Blatt in die Hand, und er schied es von den anderen und legte es zurück auf seinen Platz, weil es unübersehbar die Botschaft der menschlichen Intelligenz trug.

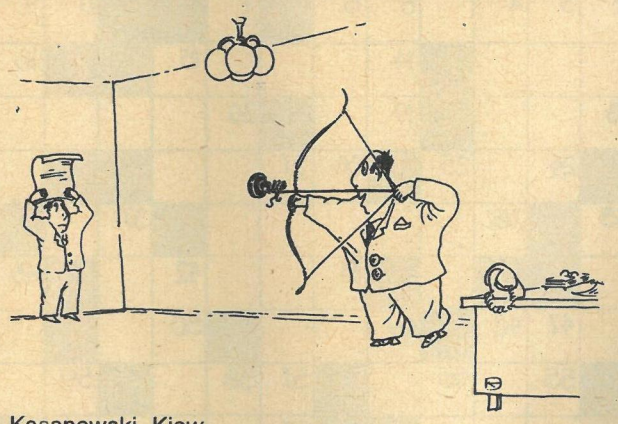
Leonardo da Vinci

Unordnung kam daher, daß einem die Freude zur Arbeit fehlte. Andersen-Nexö

ist eine Einrichtung zur Schaffung von Problemen, die ohne sie nicht denkbar wären. Hinrich

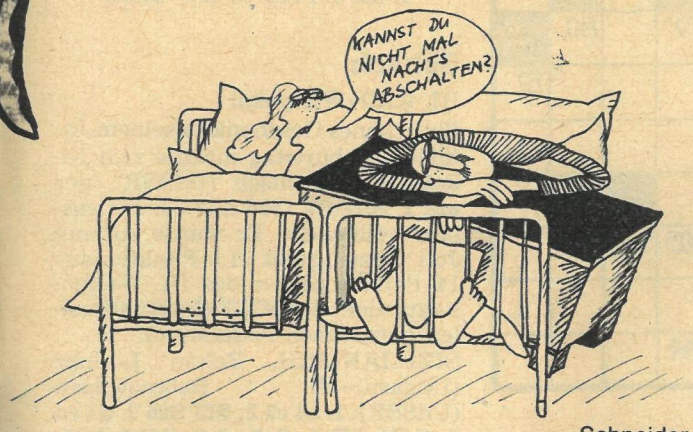


Schneider

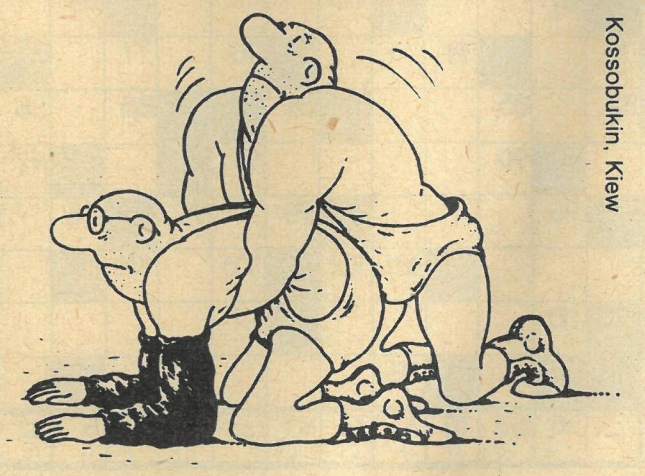


Kasanewski, Kiew

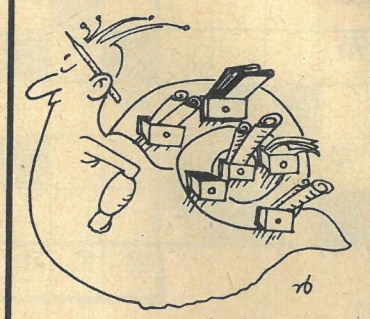
Bofinger



Schneider



Kossobukin, Kiew



Reginald, der unersättliche Papierfraßschneck von Burgstett

Bilanz

Ein Schreibtisch hatte, wohlerwogen,
vor kurzem mal Bilanz gezogen,
um zu erkunden, wie als Stütze
er seinem Eigentümer nütze
und registrierte erst mal klug,
was er so auf und in sich trug:
Zwei Telefone, Briefablage
samt Schreibtischlampe, ohne Frage,
dann Stempelhalter, Klammeraffe,
des weit'ren eine Saft-Karaffe,
ein Ascher, nicht zu übersehn,
ein Oleander, fünf Kakteen,
Familienfotos, ganze Serien,
diverse Muscheln aus den Ferien.
ein Locher zum Konfettilochen
und ein Gerät zum Kaffeekochen,
in beiden Fächern Mokkatassen
und Gläser, Würfelzuckermassen,
auch Pillen, Tropfen, die sind da
und jede Art Kosmetika,
zuallerunterst aber liegen
noch Tanzschuh' vom Betriebsvergnügen. –
Der Schreibtisch war, so zeigt das Bild,
auf jeden Fall voll ausgefüllt. –
Doch ihn ergriff Melancholie ...
Geschrieben wurde auf ihm n i e .

Günter Gregor

An meinem Schreibtisch hab ich herrliche Kulpsturen,
Aus reinstem Marmor sind bei mir die Gipsfiguren.
Auch 'ne Venus hatte man mir angeboten,
Die war von Mikosch, doch ihr fehlten beide Pfoten.
Da sagt' ich: „Nein, ich laß mir nicht betrügen –
Für das Geld kann ich 'ne ganze kriegen."

Otto Reutter

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes
Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Erkenntnis

Wir wollten doch immer schon wissen,
worauf Bürokraten sitzen.
Endlich ist der Schleier zerrissen:
Sie sitzen auf Stempel-Kissen.

G. W. Heyse

Eine Tür
sachte schließen
oder sie dröhnend ins
Schloß fallen lassen
ist schon eine ganze
Biographie.

Peter Altenberg

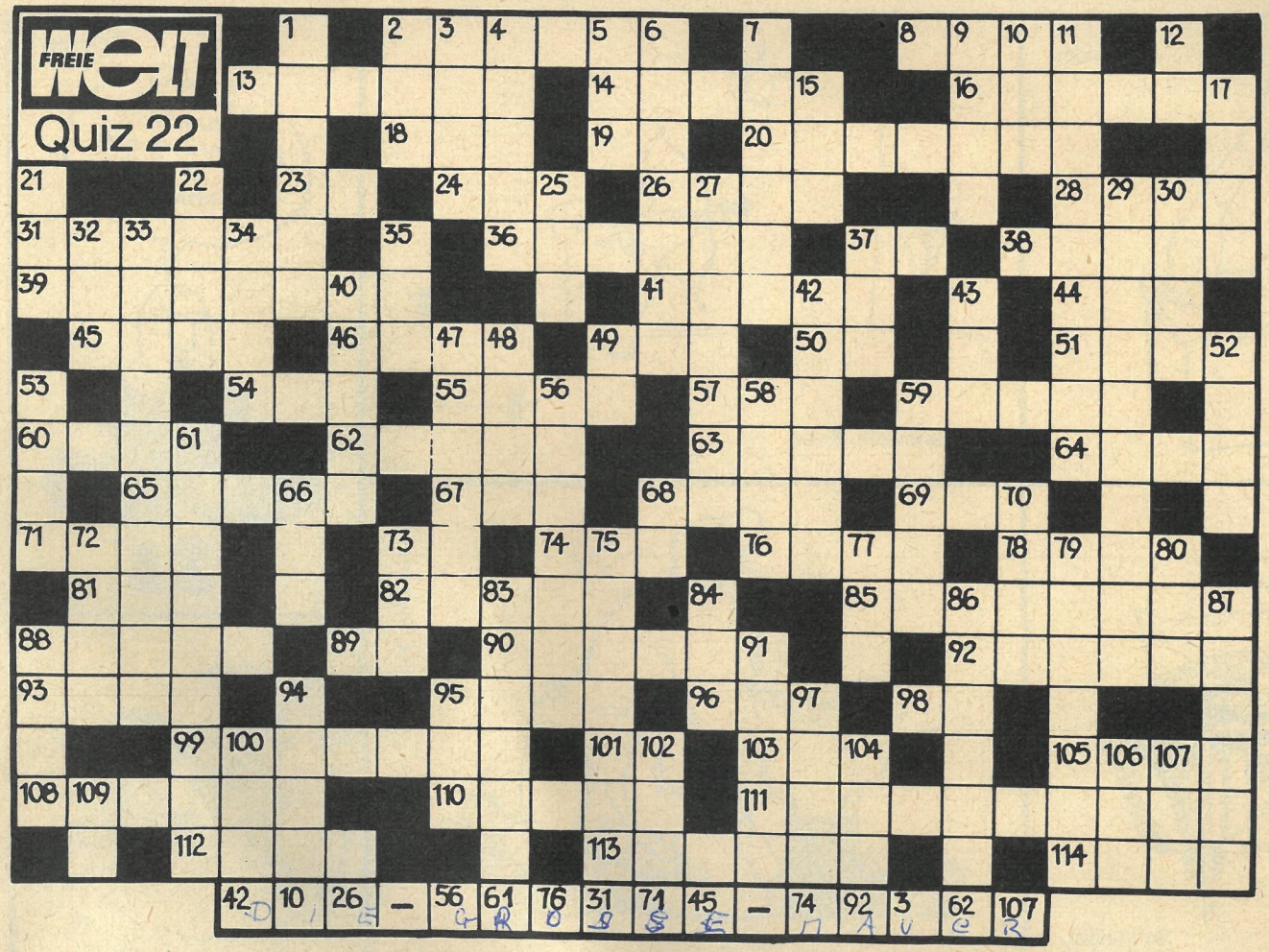
Es gibt Pedanten,
die zugleich Schelme sind,
und das sind die
allerschlimmsten.

Goethe

Fleißig studiren vertreibt Buhlerey. Luther

Vom Kritiker zum Kritikaster ist nur ein kleiner Schrieb. Heyse

Nicht jeder, der etwas sucht, tut das aus schöpferischer Unruhe. Hannemann



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Schriftart; besonderer Schriftzug, 8. Kurzreise, Ausflug, 13. russ. Mädchenname, 14. Schauspielerin der DDR, 16. schöner Jüngling der griech. Sage, 18. Zeichen, 19. sowj. Flugzeugtyp, 20. Uranbrenner, 23. Abk. für im Auftrag, 24. svw. mäßig warm, 26. ethischer Begriff, 28. sowj. Ortschaft nordöstl. von Kutaissi, 31. Lattenzaun, 36. Hauptstadt der Kirgisischen SSR, 37. chem. Zeichen für Thorium, 38. Bodenreinigungsgerät, 39. früheres Infanteriegewehr (Hakenbüchse), 41. weibl. Operngestalt aus „Rigoletto", 44. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 45. Nebenfluß der Seine, 46. Kuranebenfluß (Grenze zur Türkei und Iran), 49. altgriech. Hirtengott, 50. Flächenmaß, 51. nord. Männername, 54. südeurop. Hauptstadt, 55. altrömisches Gewand, 57. Hauptbevölkerung in der VR China, 59. Hilfsgeistlicher, 60. Strom im sowj. Fernen Osten, 62. Kriechtier, 63. deutsche Spielkarte, 64. Nachnahmesendung (postal. Abk.), 65. französ. Mädchenname, 67. englisch: Ohr, 68. Vorsatz bei gesetzl. Einheiten (der milliardste Teil), 69. Großmutter, 71. Schaumwein, 73. sowj. Flugzeugtyp, 74. Monatsname, 76. mongolisch-sowj. Quellfluß der Schilka, 78. chinesische Stadt südwestl. von Harbin, 81. russisch: hundert, 82. Königreich im mittleren Himalaja, 85. russ. Männername, 88. Tempobeschleunigung innerhalb eines Rennens, 89. Sand- oder Kieswall, 90. Titel spanischer Prinzen, 92. Hauptstadt des USA-Staates New York, 93. Fruchtinneres, 95. Wadi im westl. Sudan, 96. Wind des Gardasees, 98. Nebenfluß des Uralflusses in Kasachstan, 99. Losungswort der Französ. Revolution, 101. chem. Zeichen für Einsteinium, 103. kleine dänische Insel westl. von Langeland, 105. Stadt im Süden der Insel Sizilien, 108. Geschirrteil, 110. positive Elektrode, 111. europ. Bezeichnung für das klassische chines. Musiktheater, 112. Nichtfachmann, 113. sowj. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 114. satirisch-zeitkritisches Lied.

Senkrecht: 1. Gottheit nordamerikan. Indianer, 2. dänischer Biochemiker, Entdecker des Vitamins K, 3. sowj. Mittelgebirge, 4. männl. Gestalt aus Schillers „Turandot", 5. Kurzbezeichnung für Ulrich, 6. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 7. engl.-amerikan. Hohlmaß, 9. Teilbetrag, 10. eine Kunstsprache, 11. feinkeramisches Erzeugnis, das vor mehr als 2500 Jahren in China erfunden wurde, 12. Ludolfsche Zahl, 15. Windschatten, 17. philosoph. Begriff, 21. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 22. Nebenfluß der Aller, 25. ein schweizer. Urkanton, 27. chines. Nachrichtenagentur, 29. sowj. Ortschaft im mittleren Ural, 30. Untiefe, 32. italienisch: drei, 33. altchinesische Heilmethode, in der Nadeln eine Rolle spielen, 34. Zuchttier, 35. Wartanebenfluß, 37. Fluß im SO der Kirgisischen SSR, 40. Keimlinge, 42. Gestalt der französischen Revolution, 43. Opernsänger der DDR, 47. griech. Göttin der Weisheit, Schutzherrin Athens, 48. Talsperre bei Eibenstock, 49. chem. Zeichen für Protaktinium, 52. überlieferte Erzählung, 53. sowj. Nachrichtenagentur, 56. Angehöriger des german. Sprachzweiges der indoeurop. Sprachfamilie, 58. lateinisch: im Jahre, 59. Währungseinheit der ČSSR, 61. in der Musik: immer wiederkehrendes Vor-, Zwischen- und Nachspiel, 66. Windrichtung, 68. chem. Zeichen für Nickel, 70. herrschende Klasse im Feudalismus, 72. Zitterpappel, 73. belgische Stadt bei Liege, 75. italien. Männername, 77. Nebenfluß des Jenissej, 79. weißhäutige Menschen oder Tiere, 80. Stadt und Fluß im östl. Burma, 83. Gewürzkörner, 84. Weltorganisation (Abk.), 86. Speisepilz, 87. dänische Küstenstadt südöstl. von Odense, 88. Kartenspiel, 91. Geruchsverschluß, 94. Volk und ASSR an der mittleren Wolga, 95. ein Scheuerpulver, 97. altgriech. Kriegsgott, 100. Name eines Raumschiffes bei Lem, 102. marxistisch-leninistische Partei der DDR (Abk.), 104. Wolganebenfluß, 106. Vulkan auf der Philippineninsel Mindanao, 107. Nordlandtier, 109. Tierprodukt.

Es gibt nur e i n von Menschenhand errichtetes Bauwerk auf Erden, das aus dem Orbit einer Raumstation erkennbar ist! Weit über 2000 Jahre ist es alt, und es steht in der Volksrepublik China. Seine schlichte Bezeichnung ist das Lösungswort unseres heutigen Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 22 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 10. Dezember 1986 (Poststempel). Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 1/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach

III. ICCF-Weltpokal

Ein schönes Geschenk zu seinem Jubiläumsgeburtstag machte sich Nikolai Rabinowitsch (UdSSR), der am 1. August 1986 das 30. Lebensjahr vollendete. Er wurde Anfang Juli vorzeitig mit 11,5 Punkten aus 14 Partien Sieger des III. Weltpokalturniers der ICCF (Internationalen Fernschach-Föderation).

SIZILIANISCH, Zoltán Lörincz (Ungarn)–N. Rabinowitsch (UdSSR): **1. e4 c5 2. Sf3 Sc6 3. d4 cd 4. S:d4 Sf6 5. Sc3 e5 6. Sdb5 d6 7. Lg5 a6 8. Sa3 b5 9. L:f6 gf 10. Sd5 f5 11. L:b5** (eignet sich mehr für Nahpartien) **11. ...ab 12. S:b5 Ta4** (die Alternativen sind: Ta7, Tb8, Dg5, Da5) **13. Sbc7+ Kd7 14. c4 T:c4 15. Dh5 T:e4+ 16. Kf1 Dh4!** (nach Rabinowitsch wahrscheinlich eine Neuerung) **17. D:f7+ Le7 18. S:e7 S:e7 19. Sd5 La6+ 20. Kg1 Lc4! 21. Sf6+ Kd8 22. Dg7 Tg8 23. S:g8 L:g8 24. Dg3 Dh6 25. h3 Ld5 26. Td1 Kd7 27. a3 Ke6 28. b4 Sg6 29. b5 Sf4 30. Dg8+ Kd7 31. Db8 Se2+ 32. Kf1 Sc3 Weiß gab auf.**

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

Palais – Mantel – Ester – Sitte – Vetter – Amme – Rest

Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen heißen Wüstenwind und Sandsturm.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Star – Robe – Inka – Pore – Tank – Notar

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kunststil des 18. Jahrhunderts.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

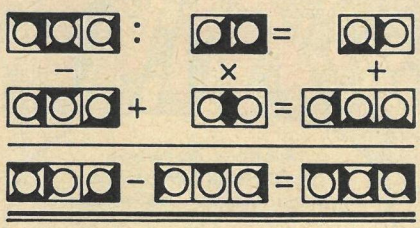
Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Raten und Rechnen

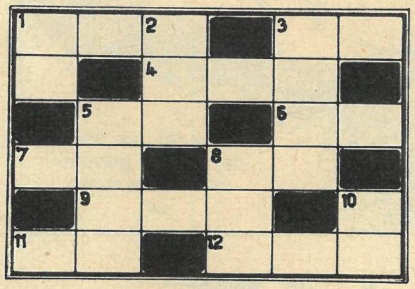
Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Lamaart Südamerikas, 3. altgriech. Küstenlandschaft, 4. französ. Bildhauer (gest. 1785), 5. Bekleidungsstück, 6. Studentenmittagstisch, 7. Inselnehrung bei Venedig, 8. südfranzös. Hafenstadt, 9. senkrechter Mauerstreifen, 11. Bleistifteinlage; Bergwerk, 12. geleeartige Masse.

Senkrecht: 1. Lebensjahre, 2. Abschnitt eines Buches, 3. chemische Grundstoffe, 5. Zupfinstrument, 8. westafrikan. Strom, 10. feines Backwerk.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an zweiter Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Ache – Sand – Mister – Ger – Kappe – Ion – Pinte – Ale – Base – Liter

Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen im Erdaltertum entstandenen natürlichen Brennstoff.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. grober Wollstoff, 2. Triebkraft, 3. Universum, 4. Baumstraße, 5. kommunist. brasilian. Schriftsteller („Herren des Strandes"), 6. südamerikan. Gebirge, 7. griechisch: gegen, 8. sowj. See in Mittelasien, 9. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 10. Körperteil, 11. ein Scheuerpulver, 12. Angehöriger eines kl. Turkvolkes in Dagestan, 13. Gutschein, 14. eine Dimension, 15. Flaumfeder, 16. USA-Goldmünze, 17. Flachland, 18. österr. Komponist der Oper „Dantons Tod", 19. Name Irlands i. d. Landessprache, 20. Bestandteil tierischer und pflanzl. Öle und Fette, 21. straußenähnl. Laufvogel, 22. Ritter der Artusrunde, 23. Abk. für Ergebnis, 24. günstigster Zustand des Kulturbodens, 25. Nestinhalt, 26. Stacheltier, 27. altperuanische Herrscherkaste, 28. künstl. Wasserstraße, 29. griech. Buchstabe, 30. Reisegruppe durch Wüstengebiete, 31. Wurzel der Färberröte, 32. Geliebte des Zeus, 33. Schiefer, Fels, 34. Weinernte, 35. Laubbaum, 36. Handwerker, 37. Fehlbetrag, 38. Gesamtheit der Seeschiffe eines Staates, 39. Kommunikationsmittel (Mz.), 40. Unkrautpflanze, 41. svw. steinreicher Mann, 42. Sinnesorgan, 43. Nennwort (latein.), 44. deutsche Spielkarte, 45. Wolganebenfluß, 46. Großmutter, 47. Hafendamm, 48. Sumpfhuhn, 49. Wanderpause, 50. Bücher- oder Warengestell, 51. Rosenpflanzung, 52. gekörntes Stärkemehl, 53. brasilian. Hafenstadt, 54. Berggruppe in den Dolomiten, 55. japan. Währungseinheit, 56. geographischer Begriff, 57. Kartenspiel, 58. Einteilungsbegriff, 59. Hundekrankheit, 60. Sternbild des Tierkreises, 61. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 62. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 63. europ. Hauptstadt.

Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – a – ber – bu – di – dow – e – e – ef – fel – gen – in – isth – lat – li – mi – mus – müs – nal – ne – ni – now – re – re – re – rü – sa – scha – sche – se shda – si – ster – stral – sund – ter – ter – the – tri – um – wa

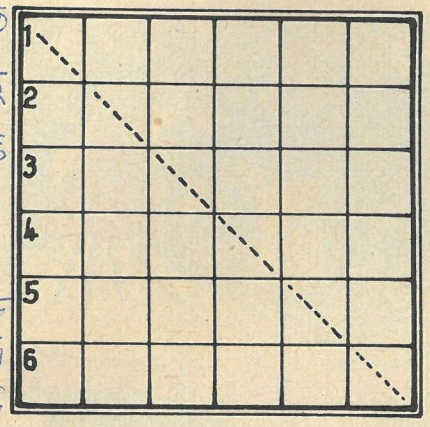
sind 17 Wörter zu bilden. Die zweiten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, ergeben ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell".

1. französ. Zeichner und Karikaturist, 2. hoher Gerichtshof (latein.), 3. ein Rohkostgericht, 4. Industrie- u. Hafenstadt am Asowschen Meer, 5. Ostseeinsel der DDR, 6. Vogelbeerbaum, 7. Kreisstadt im Bezirk Rostock, 8. Herbstblume, 9. Alarmgerät, 10. deutscher Bildhauer (schuf die Quadriga auf dem Brandenburger Tor in Berlin), 11. Kulturstätte, 12. Angehöriger eines kleinen Volkes i. d. ASSR Dagestan, 13. Mischspeise, 14. Landenge bei Korinth, 15. mittelitalien. Provinzhauptstadt, 16. Jammer, Notlage, 17. ein chem. Element (Metall).

Füllrätsel

1. Lichtstarkes Fotoobjektiv, 2. französ. Schriftsteller („Die Glokken von Basel"), 3. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 4. ehemal. Hauptstadt Assyriens, 5. südamerikan. Lamaart, 6. Muse der Sternkunde.

Die Buchstaben in den gestrichelten Feldern – von links oben nach rechts unten – ergeben die Bezeichnung für ein russisches Dreigespann.



Auflösungen aus Heft 23/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Meister (55), Themata (92), Rhenium (73), Ironie (44), Marion (52), Sol (87), Altai (9), Ela (29), Md (58), Tre (94), Lage (50), Omega (62), Rur (75), Liege (51), Ingo (42), Ader (1), Span (82), Ufa (96), Edel (26), Kap (47), Orleans (64), Ale (5), Kilt (48), Ort (66), echt (33), Set (84), Astorga (11), Mor (57), Atze (18), SOS (86), Rene (77), Spee (89), Ptah (70), Elite (31), Reh (79), Roman (81), Abel (3), Ist (46), Os (68), Ade (7), Irene (43), Dee (25), Marika (54), Amiens (13), Anatoli (15), Syringe (83), Biscaya (22).

Senkrecht: Mais (53), Isolde (45), Tristan (93), Ehe (27), Re (74), Ti (95), Huma (40), Emaille (34), Ariège (20), Anna (19), Nil (59), Romm (76), Oleg (63), AEROFLOT (2), Tara (91), Aire (6), Omsk (67), Gin (37), Elle (28), Gur (39), Dan (24), Paket (69), Apitz (12), AEROS (4), Dahme (23), Elton (32), Ota (65), Atrophie (14), Sea (90), Safe (85), Sue (88), GST (38), Renn (80), Este (36), Rho (78), Pelikan (71), Erle (35), Artemis (16), Lada (49), Iberer (41), Modena (56), Asen (17), Amis (10), Rang (72), Not (60), Esla (30), Ali (8), AE (21), Ob (61).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Mokka, 4. Trompete, 6. Lérida, 8. Tokio, 9. Kantone, 11. Senegal, 13. Tegel.

Senkrecht: 1. Pope, 3. Kanada, 4. Trommel, 5. Telekinese, 7. Rio, 8. Toto, 9. Kantate, 10. Regal, 12. Nebel.

Buchstabentausch: Kien, Feier, Bast, Lilie, Sieben, Durst. – Eisler.

Magisches Quadrat: 1. Ringe, 2. Inari, 3. Namen, 4. Grete, 5. Einer

Rätselpyramide: 1. E, 2. Re, 3. Ire, 4. Reis, 5. Serie, 6. Stiere.

Raten und Rechnen:

6408	:	18	=	356
–		×		+
803	+	234	=	1037
5605	–	4212	=	1393

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 19) aus Heft 21/1986

Waagerecht: 1. Uta, 3. Puschkin, 7. Altman, 12. Rue, 13. Ai, 14. Stein, 17. Troll, 18. Roos, 22. Sommer, 24. Steak, 27. Grekow, 29. Erek, 31. Karat, 34. Aken, 35. Ebene, 38. Nil, 39. Haar, 40. Dan, 41. Bure, 43. Rom, 45. Taiga, 47. Kabalewski, 49. Walli, 50. Ilse, 51. Kost, 52. Amara, 53. Babuschkin, 57. Keule, 59. Oka, 61. Elli, 63. Huë, 65. Inge, 67. Ter, 69. Leipe, 71. Hase, 73. Ralle, 74. Riga, 75. Banane, 77. Niere, 81. Braten, 84. Iwan, 86. Manie, 87. Arena, 88. Alès, 91. Po, 92. Ski, 93. Loni, 94. Resita, 95. Belinski, 96. Maniser.

Senkrecht: 2. Tasso, 4. Urne, 5. Herzen, 6. Ihle, 7. Aurora, 8. Leo, 9. Mast, 10. Nana, 11. Lem, 15. Tower, 16. Imme, 19. Ostrowski, 20. Egk, 21. Gen, 23. Ree, 25. Eid, 26. Kantilene, 28. Reni, 30. Kiew, 32. Ahoi, 33. Aar, 34. Astrachan, 36. Bek, 37. Nabob, 41. Balakirew, 42. IL, 44. Mate, 46. Giro, 48. Sekte, 53. Biel, 54. Ufer, 55. Ca, 56. Nep, 58. Ulan, 60. Ana, 62. Leben, 64. Ehe, 66. Glinka, 68. Rimini, 69. Lab, 70. Isar, 71. Halali, 72. Selene, 76. Anapa, 78. Igor, 79. Rips, 80. Fase, 82. Rask, 83. Tee, 85. Ast, 89. Los, 90. Sir. – **Lösungswort:** Die große Harfe.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Gerd Hauswald, Dresden, 8030

2. Preis:
75,– M Bernd Wehnert, Niesky, 8920

3. Preis:
50,– M Max Epperlein, Aue/Sa., 9400

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Anneliese Wagner, Tiefenort, 6215; Renate Werner, Berlin, 1197; Heidrun Pingel, Zella-Mehlis, 6060; Birgit Kühn, Rostock, 2500; E. Hagedorn, Kleinmachnow, 1532.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 6

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

Spalnik hatte einst von einem schönen Mädchen sagen hören, das als Tochter der Mondkönigin und Schwester des Sonnengottes weit hinter dem Meer wohnte. In ihrem goldenen Boot bereiste sie die Ozeane, spielte auf ihrer Gusli und sang mit lieblicher Stimme. Diese Sage benutzte der böse Spalnik, um Iwan zu vernichten. Er lief zum Zaren:

Gnädiger Herr! Iwan, euer Stallknecht und Erster Steigbügelhalter will die Tochter der Mondkönigin rauben und zu seiner Frau machen!

Die Mondprinzessin rauben? Und heiraten? Die Göttliche als seine Frau in einen Pferdestall führen? Unglaublich! Ruft Iwan!

Ich höre, du redest große Töne? Willst eine Prinzessin rauben und heiraten?! ??? Gut, raube sie! Bringe sie hier in meinen Palast! Drei Wochen warte ich, dann... denk an deinen Kopf!

Oh, mein Kopf, mein armer Kopf! Ich werde mich wohl von ihm trennen müssen!

Aber Iwan! Hast du vergessen, was dir einst die weiße Stute sagte: Das bucklige Pferdchen wird dir beistehen – in jeder Gefahr!? Also sag, was ist passiert?

Und Iwan erzählte von der neuen Aufgabe, die ihm der Zar gestellt hatte.

Kompliziert, aber nicht hoffnungslos! Erbitte vom Zaren ein Zelt aus goldschimmernder Seide und kostbares Geschirr. Dazu die auserlesensten Leckereien und Früchte. Morgen früh reisen wir!

Iwan tat, wie ihm der Freund geraten und schlief ruhig ein.

Viele Tage waren sie unterwegs. Im Reich der Mondprinzessin angekommen, sprach das Pferdchen: „Schnell, bau das Zelt auf, decke das Tischlein mit Geschirr und Näschereien. Wenn die Prinzessin das Zelt betritt, wird sie essen und trinken und dann auf ihrer Gusli spielen. Dann ergreife sie beim Zopf und binde ihre Hände mit einem Tüchlein. Nun rasch, versteck dich!

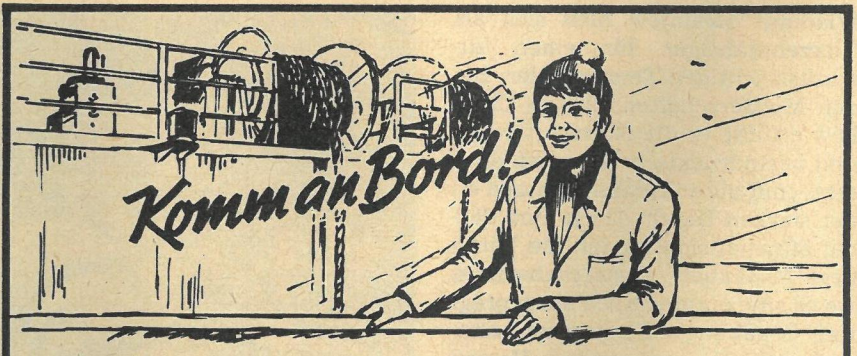
Wenn du vor Freude springen willst, Iwan, dann warte, bis wir zu Hause sind! Ich hab' schon schwer genug zu tragen!

1986

Zum Jahresende
Hauptgewinne zu 100 000,- Mark,
50 000,- Mark
und Pkw Trabant 601 S

Ziehung am
28. Dezember 1986
im Fernsehen der DDR

Los 3,- Mark, erhältlich in allen
Lotto
Annahmestellen
und im Sonderverkauf.



Wir suchen junge Facharbeiter aus handwerklichen, technischen und maschinentechnischen Berufen, die auf unseren Handelsschiffen in den Bereichen »Deck« und »Maschine« wichtige und lohnenswerte Aufgaben finden. Unsere Außenstellen nennen Ihnen Ihre Möglichkeiten an Bord.

Hohe Anforderungen – viele Vorteile

- Qualifizierungsmöglichkeiten bis zum Offizier
- Urlaub wie Schichtarbeiter
- Zuschläge nach Dauer der Betriebszugehörigkeit
- Bordzulagen nach entsprechender Fahrzeit
- Verpflegungsgeld bei Abwesenheit von Bord, z. B. Urlaub

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihres Betriebes richten Sie bitte an unsere Außenstellen.

2500 Rostock
Wismarsche Straße 18
PSF 2188, Tel. 2 37 35

1071 Berlin
Wichertstraße 47
Telefon 4 49 78 89

7010 Leipzig
Löhrstraße 15
PSF 950, Tel. 20 05 02

8023 Dresden
Rehefelder Straße 5
Telefon 57 71 76

9020 Karl-Marx-Stadt
Kurt-Fischer-Straße 52

5020 Erfurt
Kettenstraße 8
Telefon 2 92 93

Reg.-Nr. 286/IV/85

KSH
VE KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
- DEUTFRACHT / SEEREEDEREI -
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Dem Frieden die Freiheit

Rundfunk-Solidaritätskonzerte in Gemeinschaft mit dem FDGB

Abendkonzerte:
28. November,
5., 12. und
19. Dezember 1986
19.30 Uhr

Jugendkonzerte:
3., 10., 17. und
26. Dezember 1986
14.05 Uhr

Stimme der DDR
Radio DDR · Berliner Rundfunk · Jugendradio DT 64

(ausschneiden und an Stimme der DDR, Berlin 1160, schicken — bitte in Druckschrift ausfüllen)

Name/Gewerkschaftsgruppe

Betrieb/Anschrift

Wert der monatlich erworbenen Solidaritätsmarken bzw. weitere Spenden auf das Konto 444 bei der Staatsbank der DDR

Musikwunsch

LEBENS VERSICHERUNG

Verbesserte Vorsorge für die Familie

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich

Wladimir Krainjew hielt sich als Vierzehnjähriger für einen zukunftsträchtigen Tennisspieler. Bei den Meisterschaften 1958 in Charkow erfüllte er die Norm 1. Grades und beeindruckte, wie er sich erinnert, „mit guten Reaktionen und einer starken Hand". Doch kurz darauf öffneten sich für ihn die Türen des Moskauer Konservatoriums, wo er eine andere, noch ausgeprägtere Begabung zu beweisen hatte, und ein Diener zweier Herren konnte er nicht werden. Was blieb, war nur mehr das Interesse für den Sport, das sich später in der Ehe mit Tatjana Tarassowa zwangsläufig noch verstärkte.

Im zarten Pianistenalter von sechsundzwanzig Jahren wurde Krainjew beim IV. Tschaikowski-Wettbewerb 1970 in Moskau Goldmedaillengewinner. Den Platz an der Sonne teilte er sich mit dem Briten John Lille, und beide erlangten Weltruf wie die drei anderen auf dem Siegerpodest ebenfalls: der Amerikaner Horazio Gutierrez, der Brasilianer Arturo Moreira-Lima und Krainjews Landsmännin Veronika Postnikowa. Kurz darauf weilte der Preisgekrönte erstmals zu einem Gastspiel in Amerika. Dort schaute er sich in Minneapolis ein Eishockeyspiel der USA-Profis an und fand dabei die Ansicht Anatoli Tarassows bestätigt, daß diese Berufsspieler gegen die sowjetischen Amateure kaum eine Chance hätten.

„Vielleicht war meine Meinung dazu nicht ganz so kategorisch wie die von Tarassow, den ich damals noch gar nicht kannte", erzählt Krainjew. „Doch beim Zuschauen ergründete ich, daß die Männer um Tretjak und Ragulin, Malzew und Firsow, Michailow, Petrow und Charlamow wahrlich nichts zu befürchten hatten. Dabei beschäftigte mich zunehmend der Gedanke, worin eigentlich die Unterschiede zwischen Wettbewerben von Musikern und Sportlern liegen. Wenn es um Begriffe wie Siege und Niederlagen, deren Vorausschaubarkeit, Folgen und Bewertungsgrundlagen sowie um die sogenannte Höchstleistung in einem bestimmten Alter geht, sind die Faktoren auf beiden Seiten tatsächlich nicht miteinander vergleichbar."

In seinem langen Pianistenleben hat Artur Rubinstein nur ein einziges Mal an einem Wettbewerb teilgenommen. Er gewann nicht, wurde aber im Gegensatz zum Sieger, dessen Name sich im internationalen Musikleben nicht hielt, einer der überragenden Pianisten seiner Zeit. Der Italiener Arturo Benedetti-Michelangeli, manchmal mit Horowitz verglichen, wurde in einem anderen Wettbewerb nur Siebter. Gewonnen hatte der kongeniale Gilels, Jakow Flier war Dritter. Diese drei stiegen zur pianistischen Weltklasse auf, den Zweitplazierten sowie die Empfänger des vierten, fünften und sechsten Preises kennen heute nur noch wenige.

Wäre Rubinstein, sagt Krainjew, nicht nur an diesem einen Wettbewerb beteiligt gewesen, hätte er seine Meisterschaft sicherlich noch unter Beweis gestellt. „Aber der Künstler gelangt ohnehin erst jenseits des 30. Lebensjahres in den Genuß der wahren Größe seiner Welt. Dann beginnt alles, wofür er lebt, mit Macht hervorzutreten. Im sogenannten Wettbewerbsalter begeistert er durch die Frische seiner Gefühle und der Wahrnehmungen, die er im entscheidenden Augenblick empfindet und widerspiegelt. Die Reife jedoch steht ihm ein ganzes Leben immer erst noch bevor. Der Wettbewerb ist für ihn stets Anfang, nie Höhepunkt. Der Sportler dagegen lebt vom Wettkampf in seiner besten Zeit, mit Ausnahmen im Alter bis dreißig."

In Abständen von etwa vier Jahren nahm Wladimir Krainjew an drei Klavierwettbewerben teil. Und immer spürte er bei irgendeiner Interpretation, daß er so spielte, wie er eben vier Jahre später zu spielen hatte. Sport und Kunst in diesem Falle zu vergleichen, sei undenkbar, sagt Krainjew. Der Mensch brauche das eine wie das andere, doch beides existiere getrennt voneinander, vor allem im Wettbewerbssinn. Der heute berühmte Klaviervirtuose hält die Kunst für ein „Laboratorium der menschlichen Seele", den Sport für ein „Laboratorium des Organismus".

Jahre, nachdem er die Eiskunstlauftrainerin Tatjana Tarassowa geheiratet hatte, wurde er einmal gefragt, worin der Musiker Krainjew die entscheidenden Gründe der erfolgreichen Tätigkeit seiner Frau sehe. „Zuallererst ist das ein unwahrscheinlicher Fanatismus. Von morgens bis abends ist sie um das Wohl ‚ihrer' Kinder besorgt – wie sie gefrühstückt haben, wie sie gelaunt sind, wie sie zum Training kamen und wieder weggingen... Scheinbare Nebengedanken, doch das alles summiert sich zu schlaflosen Nächten. Ob ich will oder nicht, ich bin auch beteiligt, weil der Trainerberuf eben ein Beruf ist, in dem man alle seine Probleme nicht in der Trainingsstätte läßt, sondern mit nach Hause bringt. In den Tagen vor wichtigen Auftritten, besonders vor Meisterschaften, sehe ich immer ein komisches Bild: Meine Frau ist gewissermaßen in eine andere Welt entrückt. Wenn sie auch mit mir spricht, sie ist ganz woanders. Die Reaktion auf alles und alle läßt nach, wenn es nicht mit dem bevorstehenden Wettkampf zusammenhängt. Und ich stelle fest, daß es auch nicht anders ist, wenn sie von den Siegen ihrer Schützlinge wieder heimkehrt."

Vor mehr als zehn Jahren begleitete Krainjew seinen Freund, den weltberühmten Sänger Jewgeni Nesterenko, zum ersten Mal am Klavier. „Siehste", sagte dieser scherzhaft, „nun spielst du schon zur Begleitung – bald wirst du noch zum Tanz aufspielen." Wie sich herausstellte, war Nesterenko damit gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Als das Eistanzpaar Natalja Bestemjanowa/Andrej Bukin voriges Jahr Weltmeister wurde, liefen die beiden nach Rachmaninows „Variationen zu einem Thema von Paganini". Dieses vierminütige Programm hatte der Pianist Krainjew zusammengestellt.

Er war schon während seiner Schulzeit ein großer Fan des Eiskunstlaufs. „Nach meiner Heirat bin ich's erst recht. Ich kann mich jetzt ‚einmischen', kann beraten, an Inszenierungen teilnehmen und mit Musik aushelfen. Außer letzterem ist alles andere natürlich Dilettantismus, doch ich vermag als Musiker einfach zu definieren, wie genau Bewegungsabläufe mit den Takten der Musik zusammenfallen. Ich entwarf zum Beispiel auch das ‚Carmen'-Programm. Meine Frau hatte gestört, daß sich das für Bestemjanowa/Bukin musikgestalterisch nur wenig vom damaligen für Moissejewa/Minenkow unterschied. Anläßlich des Premierenauftritts der ‚Moskauer Virtuosen' hörten wir uns Schtschedrins Carmen-Suite noch einmal an. Danach sagte ich zu meiner Frau: ‚Daraus kann man etwas ganz Neues machen!' Bei der Musikauswahl hat mich der Eifer dann so gepackt, daß ich am Ende kaum noch wußte, wie die übrigen dreißig Minuten der Suite ausgesehen haben."

Als sich Krainjew das g-Moll-Klavierkonzert von Rachmaninow vornahm, kam ihm unwillkürlich der Gedanke, aus dem „traurigen" Largo wäre auch ein schöner Tanz zu machen. Er sah sich mit Tatjana im Bolschoitheater Lawrowskis Ballett „Rhapsodie" an und arrangierte aus dem gesamten Werk einen Melodienstrauß für vier Minuten Tanz auf dem Eis. Und mit Krainjews Bearbeitung von Albinonis „Adagio" schießen Bestemjanowa/Bukin bei jedem Schaulaufen den Vogel ab. „Eine wunderbare

Das sowjetische Tanzpaar Natalja Bestemjanowa/Andrej Bukin ist gegenwärtig einer der großen Kassenmagneten in den Eishallen rund um die Welt. Die ungewöhnliche Popularität der zweifachen Welt- und Europameister gründet sich auf ihre technische und gestalterische Perfektion, ihre Ausstrahlungskraft und Musikalität. Und da es auch um die Musik geht, zu der sie tanzen, so hat einer im doppelten Wortsinn seine Hand im Spiel: der Klaviervirtuose Wladimir Krainjew – weltweit bekannt wie seine Frau, die Bestemjanowa/Bukin-Trainerin Tatjana Tarassowa, und sein Schwiegervater Anatoli Tarassow, der noch heute als der große „Weise aus dem Morgenlande" des Eishockeys gilt. Nachdem auch Krainjew in den Jugendjahren sportliches Talent nachgewiesen hatte, wurde seine Familiengründung ein triftiger Grund, in Frau Tatjanas Reich auf seine Weise tätig zu werden – als „Musikmacher" der Weltmeister.

Ein Adagio zum Tanzen

Musik mit Sofortwirkung, weil einfach und emotional. Jeder wird von ihr ergriffen, wenn er sie nicht fortwährend im Radio hört und nun auch noch sieht, wie die beiden danach tanzen."

An solche Dinge müsse sehr vorsichtig, mit Fingerspitzengefühl und besonderen Maßstäben herangegangen werden, sagt der Künstler. „Rachmaninows viertes Klavierkonzert ist eine großartige Musik, doch für die Mehrzahl der Menschen nicht ‚gängig' genug. Dem Eiskunstlauf wenden sich jedoch viele Leute zu, die möglicherweise das, was sie sehen, mit dem, was sie hören, nicht auf einen Nenner bringen können. Millionen lieben den Kunstlauf, lieben Millionen auch (jedwede) klassische Musik? Ist es jedoch andererseits nicht so, daß schöne Musik den Eiskunstlauf erst nachhaltig erlebbar macht? Dieser Sport ist Sehen und Hören. Wenn die Musik – vor allem bei den jetzt durchgängigen Sujets – der Begabung, dem Ausdrucksvermögen und Wesen der Sportler zuwiderläuft, ist der Kontakt zwischen Publikum und Läufer längst nicht so emotional. Dann kann der Funke nicht überspringen..."

Vitali Melik-Karamow,
Hans Richard Vollbrecht

Fotos: APN, TASS

Natalja Bestemjanowa und Andrej Bukin, das gegenwärtig zugkräftigste und beste Eistanzpaar der Welt. Schüler von Tatjana Tarassowa, musikalisch betreut von ihrem Ehemann, dem berühmten Klaviervirtuosen Wladimir Krainjew.

RUSSISCH OHNE SCHULBANK

Закуска – herzhafter „Zubeiß“

Sie sind bei der sowjetischen Freundesfamilie **zum Essen** – **на обед**(naabjád) eingeladen und hatten schon etwas davon gehört, daß Sie sich außer auf eine andere Küche auch – im Vergleich zu unseren Gepflogenheiten – auf veränderte Essenszeiten einstellen müssen. Wenn nämlich aus unseren Begriffen für die Mahlzeiten **„Mittagessen“** und **„Abendbrot“** recht eindeutig die Tageszeit hervorgeht, so läßt sich diese aus den russischen Wörtern **обед**(abjád) und **ужин**(úshyn) nicht ableiten. Ursprünglich bezeichnete **„обед“**die Zeit vor und nach der Nahrungsaufnahme, ist vielleicht mit dem Tagesabschnitt zu vergleichen, innerhalb dessen wir uns mit „Mahlzeit!“ begrüßen. Wann der Begriff **„ужин“**dem Abendessen zugeordnet wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln; einstmals bezeichnete das Wort eine Mittagsmahlzeit, d. h. ein Essen um die Zeit, da die Sonne im **Süden** – **юг** (jug), frühere Form **угь**– steht. Möglicherweise kennt mancher unserer Leser das österreichische Wort „Jause“ (Zwischenmahlzeit), das – über das Slowenische – auf die gleiche Wurzel zurückgeht. Sind Sie aber doch einmal zur Unzeit erschienen, so braucht Ihnen Ihr Mißgeschick nicht peinlich zu sein: Die Sowjetbürger sind als Gastgeber viel natürlicher als wir, die wir in Erwartung von Gästen gern bis ins letzte vorbereitet sein wollen und auf überraschenden Besuch nicht so freudig reagieren; bei ihrem sowjetischen Freund können Sie jederzeit mit der Tür ins Haus fallen, und dann wird eben etwas arrangiert. Am besten, Sie bieten Ihre Hilfe an und fragen einfach: **„Kann ich irgendwie helfen?“** – **„Могу ли я чем-нибудь помочь?“**(Magúli ja tschém-nibudj pamótsch?).

Nun ein paar Bemerkungen zu dem, was Sie **bei Tisch** – **за столом**(saßtafóm) – erwartet. Als erstes wird eine **Vorspeise** – **закуска**(sakúußka) – gereicht, dann folgt die Suppe, die aber als das **„erste“** (Gericht) – **первое**(pjärwoje) – gilt. Was wir als Hauptgericht bezeichnen, heißt dort das **„zweite“** – **второе**(ftaróje). Es ist etwas karger bemessen als unser Hauptgericht; der **Nachtisch** – **десерт**(däßárt) – muß ja noch verkraftet werden! Was die **закуска**angeht, so ist die in einem alten Wörterbuch gefundene deutsche Übersetzung „Zubeiß“ wohl die gelungenste, obwohl wir das Wort nicht mehr gebrauchen. Es mag Sie nämlich verwundern, daß während der ganzen Zeit des Beisammenseins – falls getrunken wird – etwas „zum Dazuessen“, also eine **закуска**, gereicht wird. Die Übersetzung „Vorspeise“ ist demnach ungenau. Was es nun als **закуска**gibt, unterliegt keiner starren Regel, meist wird es etwas Herzhaftes sein: marinierte Pilze, Appetitshäppchen mit eingelegtem Fisch oder Wurst, Dörrfisch, frische oder saure Gurken, Obst. Es steht für jeden etwas auf dem Tisch. Als echte „Vorspeise“ ist **закуска**meist ein Rohkostsalat, je nach Jahreszeit zusammengestellt, mit Kräutern und saurer Sahne.

Bevor wir nun endlich **„Guten Appetit!“** – **„Приятного аппетита!“**(Prijátnowo appetjíta!) – wünschen, gilt es noch eine Kleinigkeit zu bedenken: Wenn Sie als „wohlerzogener Mensch“ immer alles säuberlich aufessen, wirken Sie hoffnungslos ausgehungert und bekommen aufgepackt. Also: Immer ein wenig auf dem Teller zurücklassen… Beim Essen geht Probieren vor Studieren, und Sie werden den Aufforderungen **„Bedienen Sie sich! (Nehmen Sie!)“**– **„Берите!“**(Bjirítje!) – oder **„Genieren Sie sich nicht!“** – **„Не стесняйтесь!“**(Ni ßtißnjájtjis!) – gern Folge leisten. Daß es Ihnen schmeckt, können Sie mit den Wendungen **„Это очень вкусно“**(Āto ótschin fkúußno) oder **„Это блюдо мне нравится“** (Āto blúdo mnjä nráwitßa) ausdrücken – **„Das ist sehr schmackhaft“; „Dieses Gericht schmeckt mir (gut)“.** Das Verb **нравиться**(nráwitßa) bedeutet nämlich nicht nur „gefallen“, sondern auch „schmecken“. Irgendwann heißt es Abschied nehmen. Am liebsten blieben Sie ja noch, aber Sie haben am nächsten Tag viel vor: **„Завтра у меня насыщенная программа“**(Sáftra u minjá naßýschtschennaja pragrámma) – **„Morgen habe ich ein ganz volles Programm“,** so daß es für sie **„an der Zeit ist, sich zu verabschieden“: „Мне пора попрощаться.“** (Mnjä pará papraschtschátßa). Natürlich wollen Sie sich für all das Schöne, was Ihnen die Gastgeber geboten haben, besonders höflich bedanken. Also sagen Sie: **„Огромное спасибо за ваше гостеприимство!“**(Agrómnoje ßpaßíbo sa wásche gaßtjepriímßtwo!) – **„Ganz herzlichen Dank für Ihre (eure) Gastfreundschaft!“** – und laden vielleicht die Freunde Ihrerseits ein: **„Jetzt seid Ihr an der Reihe, uns zu besuchen!“** – **„Теперь ваша очередь приехать к нам!“**(Tjipjér wáscha ótschiredj prijáchatj knam!).

Also dann: **Bis zum Wiedersehen!** – **До встречи!**(Da ßtrétschi!)

Hella Rymarowicz

Glückspilze

Wieder war uns Fortuna hold. Nachdem meine Frau vor einem Jahr anläßlich des Solidaritätsfestes auf dem Berliner Alexanderplatz eine Damasttischdecke gewann, erhielt ich dieses Jahr einen Büchergutschein. Recht herzlichen Dank.

Alexander Rave, Leinefelde

Solidaritäts-Sonderdrucke

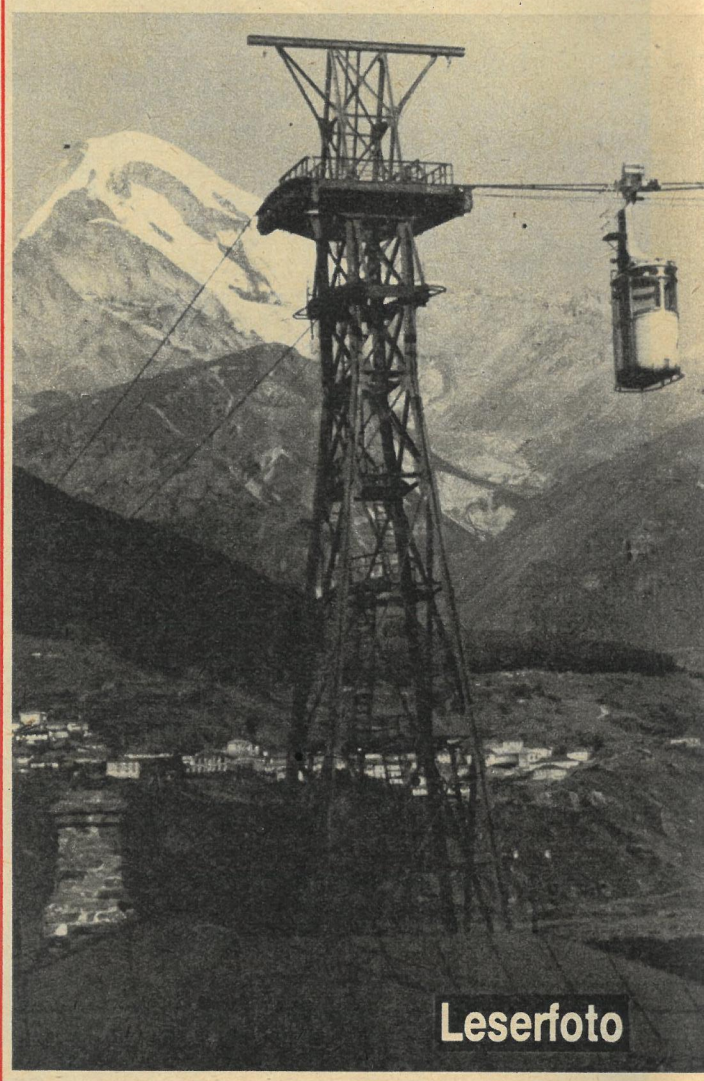
Liebe Leser! Wie bereits in Heft 23/86 angekündigt, geht der Verkauf unserer beiden Broschüren „Gebügeltes Huhn und teuflische Würze“ und „Dein Freund ist dein Spiegel“ weiter. Wir möchten Sie jedoch darauf hinweisen, daß es in Einzelfällen bis zu vier Wochen dauern kann, ehe die Postanweisungen bei uns in der Redaktion eintreffen. Bitte haben Sie etwas Geduld.

Das rote Viertel

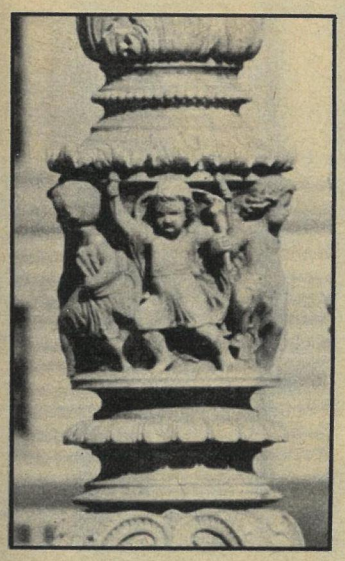
Über den Beitrag „Kleinod Großer Moor Schwerin“ (FW 20/86) habe ich mich als Alteingesessener gefreut. Wie dieser Altstadtkern „umgekrempelt“ wurde, ohne den Gesamteindruck in irgendeiner Weise nachteilig zu verändern, ist vorbildlich. Für Besucher unserer Stadt ist es schwer vorstellbar, mit welchen Schwierigkeiten die Umgestaltung verbunden war, steht doch der Große Moor, wie ja der Name sagt, auf morastigem Grund. Das war auch die Ursache dafür, daß die Häuser des alten Baukerns klein und recht primitiv waren. Die sogenannten Katen schienen regelrecht aneinander geklebt zu sein, um sich gegenseitig aufrechtzuerhalten. Der Große Moor mit seiner langen Geschichte galt nicht von ungefähr als das Arme-Leute-Viertel. In den Häusern 36 und 38 waren früher die Rosselenker und andere Bedienstete der Schweriner Großherzöge untergebracht. Von den Nazis wurde die traditionsreiche Arbeitergegend das „rote Viertel“ genannt – häufig kam es hier zu Zusammenstößen mit den verhaßten SA-Leuten.

Herbert Lehmann, Schwerin

Noch viele andere bauliche Kleinodien kann man in



Den Ausblick auf den Kasbek (5033 m) und damit auf die kommende Wintersaison brachte Wolfgang Viebig, Dresden, aus dem Kaukasus mit.



der mecklenburgischen Bezirksstadt entdecken: Dieses Postament trägt einen der acht Kandelaber auf der Schloßbrücke. Sie wurde 1843 von Georg Adolf Demmler entworfen.

Gepfeffertes

Wenn es auch schon etwas zurückliegt, möchte ich Sie doch noch als ständiges Mitglied des „Knobler-Ausschusses“ auf Ihren Vorspann-Hinweis im Rästel-Quiz Nr. 16 (FW 18/86) „wo der Pfeffer wächst“ aufmerksam machen, mit dem auf Ho-Chi-Minh-Stadt hingedeutet wird. Ich erkläre mir die Redewendung aber so: Cayenne, die Hauptstadt von Französisch-Guayana, gab dem dort wachsenden scharfen Gewürz seinen Namen (Cayenne-Pfeffer). Die Vorfahren der Franzosen richteten in Guayana im vorigen Jahrhundert eine Strafkolonie ein. Wer dort hingeschickt wurde, kam dahin, wo der Pfeffer wächst.

Josef Schwirtz, Gera

Nicht alles, was Pfeffer heißt, ist auch welcher. Cayenne-Pfeffer zum Beispiel ist eine Paprikaart, angebaut unter anderem in Südamerika (Guayana, Brasilien). Im Handel gibt es noch viele Gewürze, die als „Pfeffer“ bezeichnet werden, jedoch nicht zur Familie der Pfeffergewächse gehören. Der echte Pfeffer wächst auch in der SR Vietnam. – Die Redensart „jemanden dahin schikken, wo der Pfeffer wächst“ stammt aus dem Mittelalter, wo man in Deutschland nur allgemein wußte, daß der Pfeffer von sehr weither kam, nicht aber, wie das Ursprungsland eigentlich hieß. In Murners „Narrenbeschwörung“

(1512) heißt es: Ach, werents an derselben statt, do der pfeffer gwachsen hat!

Jurtenhotel

Sehr schön und informativ war unser Urlaub in der Mongolischen Volksrepublik. In Terelsh haben wir ein Urlauberzentrum kennengelernt, wo Touristen in Jurten wohnen. Dort kann man sich den Spaß machen, traditionelle mongolische Kleidung (Foto oben) auszuprobieren.

André Wannewitz, Stendal

Chi-Chi und An-An

Mit Interesse lasen wir den Beitrag „Pandaland“ (FW 19/86) und freuten uns über die gelungenen Fotos. Noch gut erinnere ich mich an einen Bambusbären, der vor etwa 30 Jahren für vier Wochen im Tierpark Berlin zu Gast war.

Helmut Welz, Zwickau

Der von Ihnen genannte Bär, das Pandamädchen Chi-Chi, fand eine Heimat in London. Zweimal wurde eine Hochzeit mit An-An, dem Moskauer Junggesellen, arrangiert (1968 und 1972), doch leider ohne Erfolg. Nun leben beide nicht mehr. Es gibt bisher nur wenige Pandajunge, die in der Obhut des Menschen außerhalb Chinas geboren wurden. Einige von ihnen starben aus unerklärten Gründen bald nach der Geburt, doch vier blieben am Leben. Die in China gehaltenen Bären brachten bisher 18 lebensfähige Junge zur Welt. Unklar ist noch, wie alt in Freiheit lebende Pandas werden. Vier Exemplare, die zwischen 1937 und 1939 als Tierkinder in Zoos kamen, haben heute ein Alter von 50 Jahren.

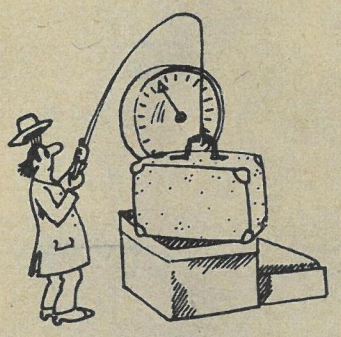
Hans Frosch

Übergewichtiges

Im Tourismusratgeber (FW 20/86) schrieben Sie sehr richtig, daß der Preis für das Übergepäck bei einer Flugreise von der Entfernung abhängt. Dann geben Sie aber eine Faustregel an, nach der man je Kilometer Übergepäck eine Mark berechnen kann. Das stimmt nicht. Für ein Kilogramm Übergepäck muß man in der ganzen Welt ein Prozent des Flugpreises – I. Klasse – der entsprechenden Flugreise bezahlen.

Familie Wellmitz, Berlin

Wir haben uns noch einmal bei der Interflug erkundigt, die uns Ihre Angaben bestätigte.

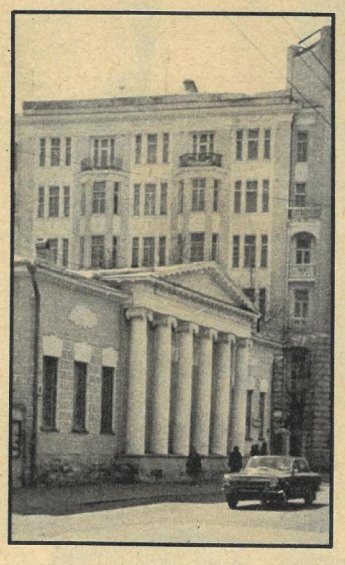


Museum in der Kropotkinskaja

Die Moskauer Skizzen über „Das Tolstoi-Haus“ in Heft 22/86 haben mir sehr gefallen. Bin ich doch nicht nur schlechthin eine Leseratte, sondern habe eine besondere Vorliebe für Lew Tolstoi und dessen Werke.

Ruth Menzel, Zwickau

Übrigens, es gibt noch ein Lew Tolstoi-Museum in Moskau. 1921 wurde es eröffnet und befindet sich in einer im Empirestil erbauten Villa in der Kropotkinskaja uliza. Hier werden etwa eine Million Blätter – Autographen des Autors – und Archivmaterialien aufbewahrt. Chronologisch berichtet die Exposition über das Leben Lew Tolstois (1828–1910), von den ersten, in der Kindheit entstandenen Werken bis zu den Tagebüchern der letzten Jahre. In einer Vitrine, hinter Glas, liegt sein erstes Werk „Großväterchens Traum“, von Kinderhand geschrieben. Neben alten Einrichtungsgegenständen aus den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts und Familienporträts wird auch eine Sammlung von Bildnissen gezeigt, die zu Lebzeiten Tolstois entstanden, angefertigt von N. Gay (Ge), I. Repin u. a. Die einmalige Fotosammlung berichtet als originelle Bildchronik über das Leben des großen russischen Schriftstellers. Die Besucher können sogar die Stimme Lew Tolstois hören, die mit Hilfe eines Phonographen aufgenommen wurde, den Edison ihm seinerzeit schenkte.



Redaktion: H. Bengtson; Fotos: D. Steinberg, ADN/ZB Pätzold; Zeichnungen: D. Schüler; Vignette: M. Kotsch

Preisfrage

Heft 24/86

Wer waren die ersten ausländischen Raumfahrer im Raumschiff „Sojus“?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 26/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 3. Dezember 1986. Auflösung von Heft 22/86: Ein ha = 15 mu. Wir gratulieren Elisabeth Konopke, Naumburg.

Wer schreibt uns?

Komsomol an FDJ

Wir sind Mitglieder des Klubs der Internationalen Freundschaft und arbeiten in der Rechenmaschinenfabrik „W. I. Lenin“ in Vilnius. Unsere Fabrik ist ein Spitzenbetrieb der Produktionsvereinigung SIGMA. SIGMA, 1966 gegründet, hat sich in kurzer Zeit zu einer hochleistungsfähigen Vereinigung im Rahmen der gesamten Sowjetunion entwickelt. Unsere modernen Erzeugnisse der elektronischen Rechentechnik werden so gut wie in allen Volkswirtschaftszweigen unseres Landes angewandt und auch ins Ausland exportiert. Bei uns in der Fabrik gibt es 1200 Komsomolzen, von denen viele in hochspezialisierten Konstruktions- und Technologiebüros tätig sind. Sie haben sich in verschiedenen Klubs organisiert: Klub der Jugend, Klub der Touristen, und natürlich unser Klub der Internationalen Freundschaft, der eine Bitte hat: Welche FDJ-Gruppe oder Jugendbrigade aus der DDR möchte gern mit uns Freundschaft schließen? Unsere Adresse lautet: UdSSR/Litauische SSR, 232648 Vilnius, Dzeržinskio 125 „SIGMA“, Klub der Internationalen Freundschaft.

Kraftfahrzeughalter!

Im Januar sind Kfz-Steuer und Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

So sparen Sie Wege und Zeit.

Auskünfte erteilen die Mitarbeiter der Kreditinstitute und der Staatlichen Versicherung.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Petra S. Modefotografin

Petra S.
Modefotografin

Die Bekanntschaft mit Petra Skoupilová verdanken wir eigentlich einem Zufall. Mirek, der mit uns über den neuen Fußgängerboulevard beim Wenzelsplatz bummelte, wo unter anderen Prags jüngstes, exklusives Modegeschäft „Eva“ nicht etwa nur Evas verführt, einen Blick durch die Schaufensterscheiben zu werfen, meinte: Wenn er sich recht erinnere, arbeite für diesen Salon eine Fotografin, deren Ausstellungen viel Aufmerksamkeit fänden – womit unsere Neugier geweckt war. Kurzum, so kam es, daß wir tags drauf an ihrer Wohnungstür klingelten.

Petra Skoupilová, überaus schlank und zierlich, empfängt uns mit freundlichem Erstaunen. Nun, sie wird einen Kaffee kochen, wir indessen sollten uns ruhig umsehen. Zwei Zimmer, parterre, in einem Mietshaus. Alte und neue Möbel hat sie zu Behaglichkeit kombiniert, nirgends Überflüssiges, auch die spielerischen Kleinigkeiten werden gebraucht, sind Kontrast zum Sachlichen ihres Wesens. Stapel von Journalen, Prospekten, Fotos, die in den Zeitschriften „Moda“, „Vlasta“ und „Prakticka Žena“ veröffentlicht sind, in Katalogen für Modesalons und internationale Werbung, denn auch da hat sie sich einen Namen gemacht. Während ich also blättere, bewundert Peter, der Fotograf, Arbeiten, die in eigenem Auftrag entstanden, die Bilder ihrer freien Fotografie. Auf der Diele hat sie eine kleine Galerie. Porträts, Frauen. Sensible Fotos, und ihre sinnliche Ausstrahlung liegt in der vollendeten Form, mit der sie Individualität zu charakterisieren versteht. Mode und Frauen ist das künstlerische Thema Petra Skoupilovás. Im Verhältnis teilt sich das neunzig zu zehn, sagt sie, aber beides bedingt einander, Körper und Kleider gehören zusammen. Auch in der Mode fotografiert sie nichts Gängiges, nur, was sie ästhetisch reizvoll und die Phantasie anregend findet. Aktuell für diesen Winter und das kommende Frühjahr sind es damenhafte Modelle der Designerin Ina Artnautová für den Salon „Eva“ und das keß kombinierte Ensemble aus klassischem Schotten, Diplomarbeit von Jelena Toth-Bohnová, Absolventin der Modeklasse der Prager Kunsthochschule (siehe Seiten 46/47). Tschechische Mode sei nicht extravagant. Sie folge den ge-

genwärtigen internationalen Trends, die das Weibliche betonen, lege aber auch Wert auf Vielfalt, Kombination, Kontraste, empfehle fließende Stoffe ebenso wie rustikal Gestricktes, auffallend grafische Muster neben einfarbigen, gedämpften Tönen, der Pfiff liege oft im Zubehör... Mode, so meint sie, sollte ja immer zu eigener schöpferischer Tätigkeit anregen, um die persönliche Originalität zu betonen, sich dem Typ gemäß zu kleiden. Mit ihren Fotos möchte sie das unterstützen helfen, darum wählt sie sich für jedes Modell die diesem entsprechende Trägerin aus. Und Unverwechselbarkeit entdeckt man auch in ihren Frauenbildnissen, die bewußt ohne Titel gelassen, Gedankenangebote sind. Wie keine andere spürt sie mit ihrer Kamera zeitgenössischem Empfinden nach, erkundet Frauen im Spannungsfeld von Psyche und Individuum. So entsteht die fotografische Poesie der Skoupilová.

Sie zeigt uns ihr Atelier, selbst ausgebaut und eingerichtet, im Keller, klein, keineswegs pompös. Vor einer grauen Wand ein Hocker. Licht aus zwei Lampen mit weißem und schwarzem Schirm. Ein großer Spiegel. Ein paar Rollen Buntpapier liegen herum, auf dem Ständer hängen einige Kleider, Hüte, modische Accessoires, in der Ecke eine Vase mit künstlichen Rosen. Requisiten. Das Stromkabel rollt sie von der Wohnung her bis hier, heute sitzt sie vor der Kamera!

Das Handwerkliche hat sie natürlich richtig gelernt. Doch damals fand sie dann nicht die rechte Chance und wechselte den Beruf. Arbeitete als Sekretärin bei der Schallplattenfirma „Supraphon“, wo die Stars des Showgeschäfts einander die Klinke in die Hand gaben, es reizte sie schließlich wieder

Die Prager Fotografin Petra Skoupilová. Ihr künstlerisches Thema heißt „Mode und Frauen“. Dazu stellte sie uns einige aktuelle Modelle und Studien, die in eigenem Auftrag entstanden, zur Verfügung.

zu fotografieren. Künstler. Karel Gott, Jiří Korn, Václav Neckář, Helena Vondráčková – Gesichter, die jedermann vom Film und Fernsehen her kannte, sie machte in ihnen eigene Entdeckungen. Und es hätte sein können, daß sie dabei geblieben wäre, würde nicht eines Tages eine Schmuckgestalterin um Fotos ihrer Arbeiten gebeten haben. Was einfacher klingt, als es zu machen war, sagt sie. Schmuck „lebt“ erst im Zusammenspiel mit Kleidung und Persönlichkeit, „und so kam ich zur Modefotografie“. Sie lächelt, denn ein bißchen Glück war auch im Spiel... Alljährlich findet auf dem Bertramka, dem Sommerschlößchen, wo Mozart seine berühmte Ouvertüre zum „Don Giovanni“ geschrieben hat, eine Amateurmodenschau statt. Nur wenige ihrer professionellen Kollegen interessieren sich dafür. Sie aber ging hin, fotografierte, das Ergebnis war eine Reihe Motive zum Thema „Mode und Atmosphäre“. Ihre Ausstellung überraschte und machte sie bekannt. Seither ist sie „gefragt“, wie man in der Branche sagt. Ihre Ausdrucksmöglichkeiten aber sind längst nicht erschöpft.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (2 Fotos)

(Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Zeitschrift „Svět socialismu“.)

Eier und Daunen

Aus Lew Weijssmans
arktischem Album

Mein erster Ausflug in die Brutheimat der Polarvögel liegt Jahre zurück. Als angehender Berufsfotograf hatte ich den lang ersehnten „großen Auftrag" erhalten – auf der Wrangel-Insel, einem der entferntesten Flecken der Sowjetunion, einen Bildband zu erarbeiten über Tiere und Pflanzen des damals neu entstehenden Naturschutzgebietes.
Inzwischen ist die fotografische Expedition in den Norden längst zu meinem festen Metier geworden.

Die Wrangel-Insel liegt weit vor der Küste der Tschuktschenhalbinsel, an der Grenze zwischen Ostsibirischer und Tschuktschensee. Inzwischen steht das gesamte Eiland mit einer Fläche von 8000 Quadratkilometern unter strengem Schutz. Meine Ankunft erfogte mitten im Frühling, an einem Tag im Mai. Die Insel brodelte von Leben. Überall flogen Schwärme nistplatzsuchender Vögel, Schlammläufer, Möwen verschiedener Art, Schneegänse in ihrer charakteristischen keilförmigen Zugformation. Die Luft war erfüllt vom Trillern der Schneeammern, und über den Felsenufern, die sich in Brutkolonien verwandelt hatten, erschallte unaufhörlich das Kreischen der Seetaucher. Und nachts das Erlebnis der sommerlichen Arktis, der weißen Nächte. Die über dem Horizont verharrende Sonne übergoß Land und Meer mit zarten Tönen goldfarbenen Lichtes. Ein Schauspiel, vor dem damals meine bescheidenen Künste versagten.
Obendrein stellte sich heraus, daß sich sehr viele mir wichtige Motive einfach nicht zwingen lassen wollten. Fast alle Vögel zeigten eine unwahrscheinliche Vorsicht. So verließen Eulen ihr Nest schon auf einigen hundert Metern, bevor ich überhaupt herangekommen war. Selbst unsere tragbare Tarnvorrichtung, ein mit Stoff überzogenes, zerlegbares Aluminiumgestell, richtete da nichts aus. Die brütende Polareule flog ein großes Stück zur Seite und fing an, zu „imponieren": Sie plusterte das Gefieder auf, knappte mit dem Schnabel und vollführte heftige Sprünge, wobei sie sich um die eigene Achse drehte. Im Fernglas konnte man sehen, was für ein fesselndes Schauspiel das war. Aber Aufnahmen aus dieser Entfernung blieben unmöglich; sogar mit dem Halbmeter-Objektiv, also der äußersten Brennweite, war das nicht zu schaffen.
Einzige Möglichkeit – bis zur nächsten Saison eine automatische Kamera zu basteln, mit einer zuverlässigen Fernbedienung. Die folgenden Monate arbeitete ich, unterstützt von Freunden, angestrengt an einer solchen Vorrichtung. Am Ende war das Ding ziemlich ungefüge und launisch im Funktionieren. Zu meiner Erleichterung stellte sich dann heraus, daß ich es gar nicht brauchte; die Arktis bereitete mir eine neue, diesmal angenehme Überraschung: Das folgende Reisejahr brachte eine „Lemmingschwemme". Diese Nager sind die Hauptnahrung für die meisten gefiederten und vierbeinigen Räuber des Nordens, deren Kopfzahl mit der massenhaften Vermehrung der Lemminge gleichfalls stark ansteigt. So müssen alle Tiere ringsum ständig gegen Überfälle gewappnet sein. Arten, die sonst schreckhaft sind, zeigen „aggressive" Verhaltensweisen. Für den Fotografen, der bisher auf das Versteck angewiesen war, entsteht die Möglichkeit, sie in manchen Fällen beim „Gegenangriff" aufzunehmen...

Foto verbeten

Polareulen flogen nicht mehr davon, wenn ein Mensch sich ihrem Nistplatz näherte. Im Sturzflug griffen sie an, um den Störenfried mit scharfen Krallen zu bearbeiten. Einmal, gegen Sommerende, hatte ich Nestlinge ausgemacht. Die Eulenkinder, schon stattlich herangewachsen, verteidigten sich wie die Großen, sie hackten nach mir und spreizten drohend ihre Flügel. Die besorgten Eltern kreisten über meinem Kopf. Als besonders angriffslustig erwies sich das Weibchen. Versuchsweise schraubte ich die lange Brennweite ein, um den Vogel im Augenblick des Herabstürzens ins Bild zu bekommen. Allerdings waren die Erfolgsaussichten für eine solche Aufnahmereihe ziehmlich gering. Dennoch: Das große Objektiv über den Kopf erhoben, trat ich an die Nestmulde heran und reizte die Eulenmutter durch einige Schwenks. Wütend kam sie herabgestoßen, und ich war voll und ganz damit beschäftigt, ihr mit dem Sucher zu folgen. Da – plötzlich erhielt ich von hinten einen derben Puff, und mir wurde recht kühl ums Haupt... Ich drehte mich um und sah, wie die andere Eule mein wollenes Mützchen in ihren Fängen davontrug.
Es ist schon nicht einfach, ein einzelnes Tier in zureichender optischer Qualität auf den Film zu bringen – noch viel schwerer wird die Aufgabe, wenn man bestimmten Vorgängen in der Natur, den Beziehungen der Lebewesen, wie Feindschaft und Liebe, mit der Kamera nachspüren möchte.
Einmal konnte ich beobachten, wie sich ein Polarfuchs an eine Gänsebrutkolonie heranpirschte. Nachdem er Witterung genommen und einige Übersicht gewonnen hatte, drang der dreiste Räuber bei vollem Tageslicht in den Nistbereich ein. Wie aufgezogen huschte er zwischen den auf ihren Gelegen sitzenden Vögeln umher, vollführte zur Täuschung eine Serie blitzschneller Sprünge und wurde dennoch von einem zischenden, Schnabelhiebe austeilenden Ganter vertrieben. Doch da hatte er schon ein Ei zwischen den Zähnen; mit seiner Beute verschwand er hinter der nächsten Bodenwelle, um – wenn er ein Ei vergraben hatte – den Raubzug fortzusetzen.

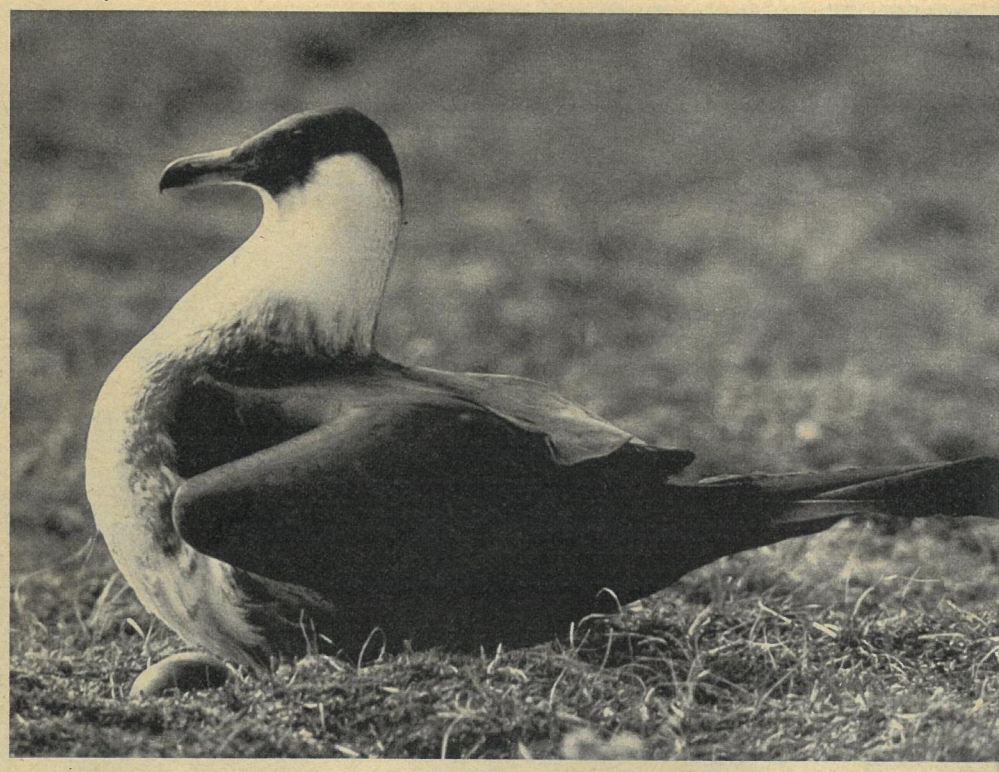


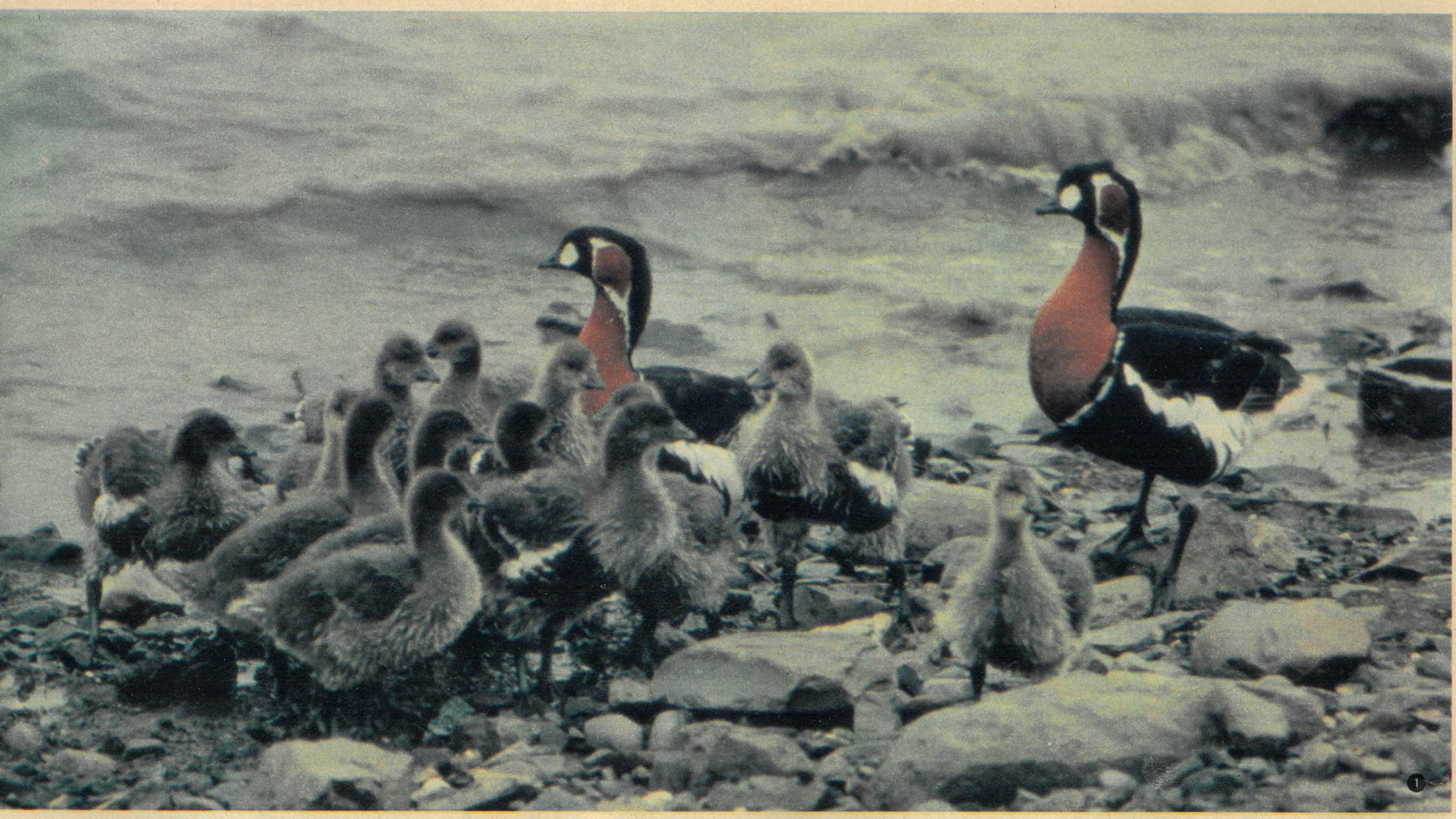
Bild oben: Auf Nachwuchs wartet die Spatel-Raubmöwe, deren Sippe als „Gesundheitspolizei" über den Vogelkolonien kreist.
Links: Einen wahrhaft imponierenden Anblick bietet die zur Verteidigung des Nestes ausgeflogene Polareule.

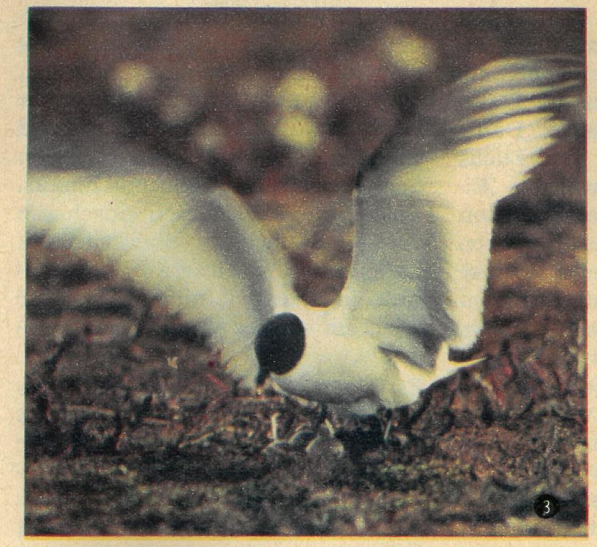
Kaum eine Minute dauerte ein solcher Überfall, Stunden aber brachte ich damit zu, den Ablauf der Handlungen in Fotos umzusetzen. Schließlich fehlte nur noch die Aufnahme eines frei in die Landschaft gebetteten Geleges. Dafür lieh ich mir einige der vom Fuchs gesammelten Eier aus, was den „Eigentümer" zu einer verzweifelten Mutprobe trieb. In großen Sätzen ging er auf mich los, baute sich vor mir auf und brachte mit zornigem Heulen und Bellen zum Ausdruck, daß er mich für einen weit abscheulicheren Spitzbuben hielt. Als das alles nichts fruchtete, wandte der Fuchs mir verachtungsvoll den Rücken zu und zog davon – zu einem entfernteren Revier, wo er erwarten konnte, daß niemand ihm ins Handwerk pfuschte.

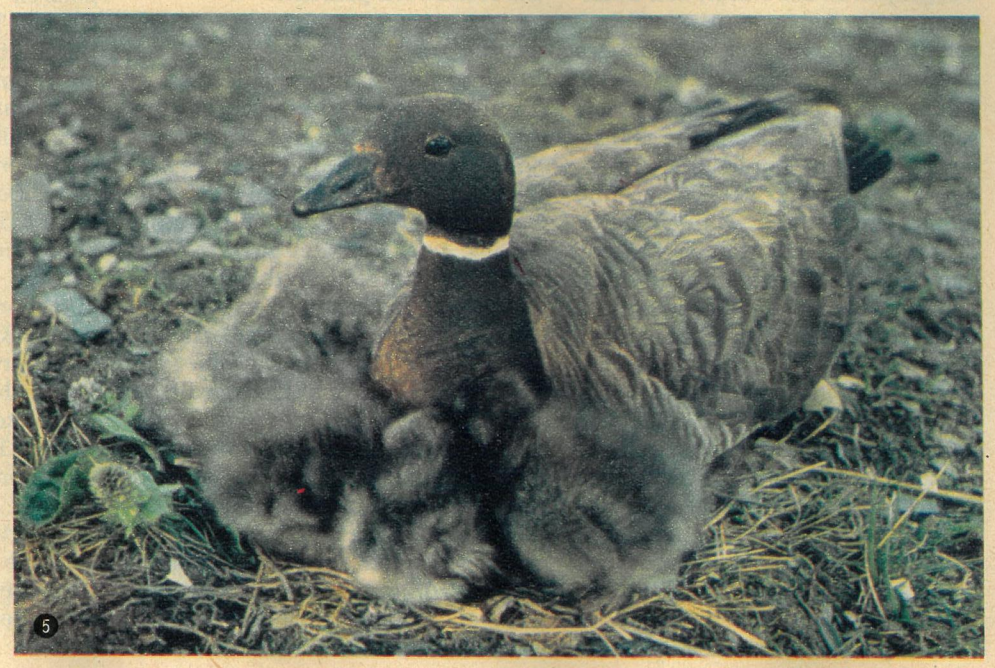
Das Bild des Nordens

Die lebendige Natur und der Drang zur Fotografie – sie waren bestimmend bereits für meine Kinderjahre. Ich wurde Mitglied eines Zirkels Junger Naturforscher der Allrussischen Gesellschaft für Naturschutz, nahm an Reisen in Naturschutzgebiete teil und fehlte bei keiner biologischen Ferienexkursion. So kam ich nach den Ländern der Ostseeküste, ins Delta bei Astrachan und bis ins nördliche Kasachstan.
Mein erster Fotoapparat war, wie bei den meisten Jungen damals, eine einfache Rollfilmkamera. Aber bald konnte die mich nicht mehr zufriedenstellen, weil man damit nicht „in den Gegenstand einzudringen", nicht jene Einzelheiten im Bild festzuhalten vermochte, die das Auge beeindruckten. Ich träumte von einer „Zenit" mit auswechselbarem Objektiv.
Immer mehr begeisterte mich die Fotografie. Schon ganz am Anfang erschien mir die Umsetzung eines gewöhnlichen Gegenstandes, eines einfachen, alltäglichen Vorgangs in ein fotografisches Bild, das sich im sachlichen Inhalt nicht erschöpfte, sondern Gedanken und Gefühle erweckte, geheimnisvoll und wunderbar. Ein großes Ereignis war stets der Besuch von Fotoausstellungen. Da gab es eine Aufnahme aus dem Winterwald... Vorsichtig sichernd trat ein Damhirsch durch tiefen Schnee auf eine Lichtung hinaus. Das Sonnenlicht brach durch die vom Rauhreif überkrusteten Zweige und zeichnete die Tiergestalt in feinen Linien nach. Für mich ein wahres Wunder der Fotografie.
Es folgten die Jahre des Studiums an der Moskauer Universität, beim Lehrstuhl für die Geographie der Polargebiete. Dann meine erste Bekanntschaft mit der Arktis. Teilnahme an Expeditionsvorhaben im polaren Ural, in der Tundra der Großen Tiefebene, in Nordjakutien. Beschäftigung mit Ausgrabungen aus dem ewigen Eis, Funde von Mammutrelikten, Untersuchung physikalischer Erscheinungen der „kryogenen" Prozesse, die unter den Bedingungen des ewigen Frostbodens vor sich gehen. Nach dem Hochschulabschluß die Tätigkeit an einem wissenschaftlichen Forschungsinstitut, verbunden mit neuen Expeditionen nach dem hohen Norden. Über fünfzehn Jahre habe ich in geologischem Auftrag gearbeitet, ohne mich jemals von meiner Kamera zu trennen. Erste Veröffentlichungen von Bildern aus der Arktis erfolgten noch vor der Verteidigung meiner Dissertation, die der Erforschung der Prozesse gewidmet war, die das Gesicht des arktischen Flachlandes formen.

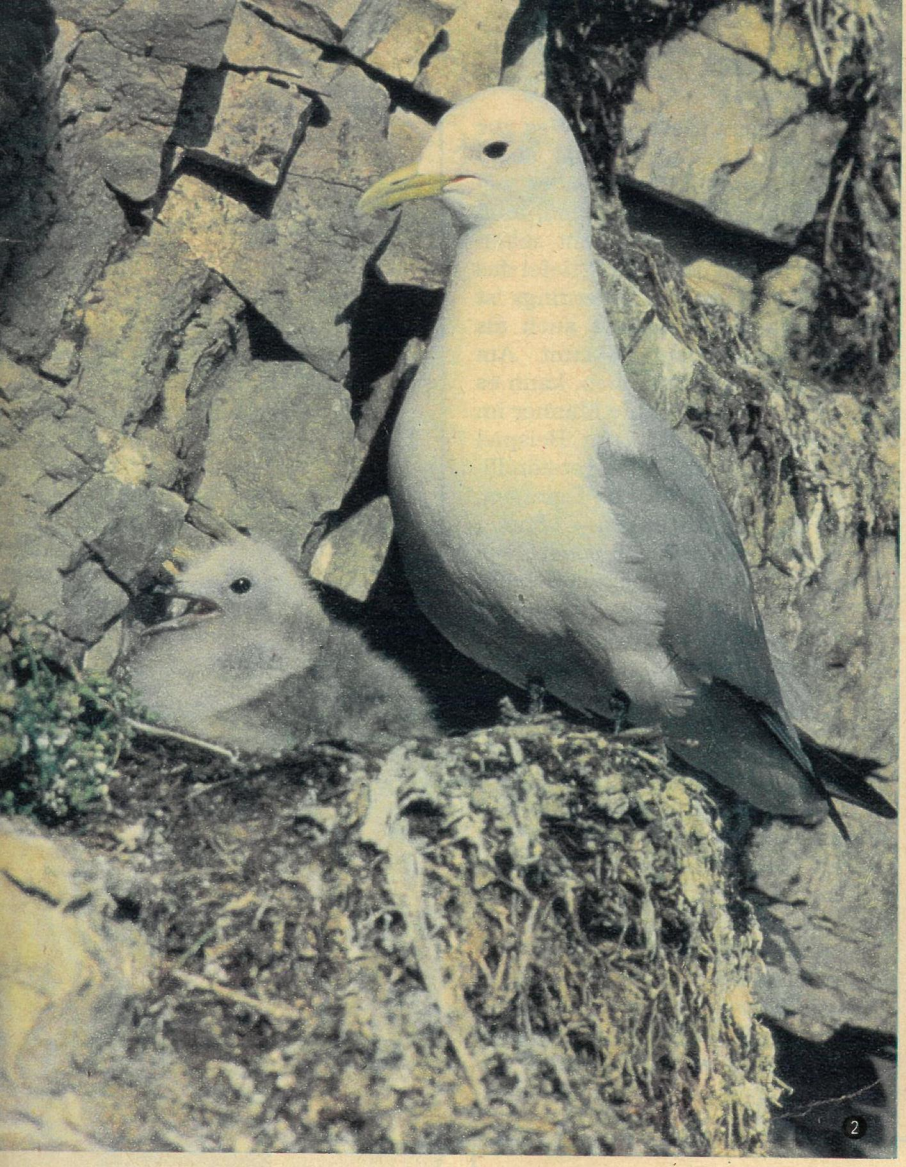
Eier und Daunen

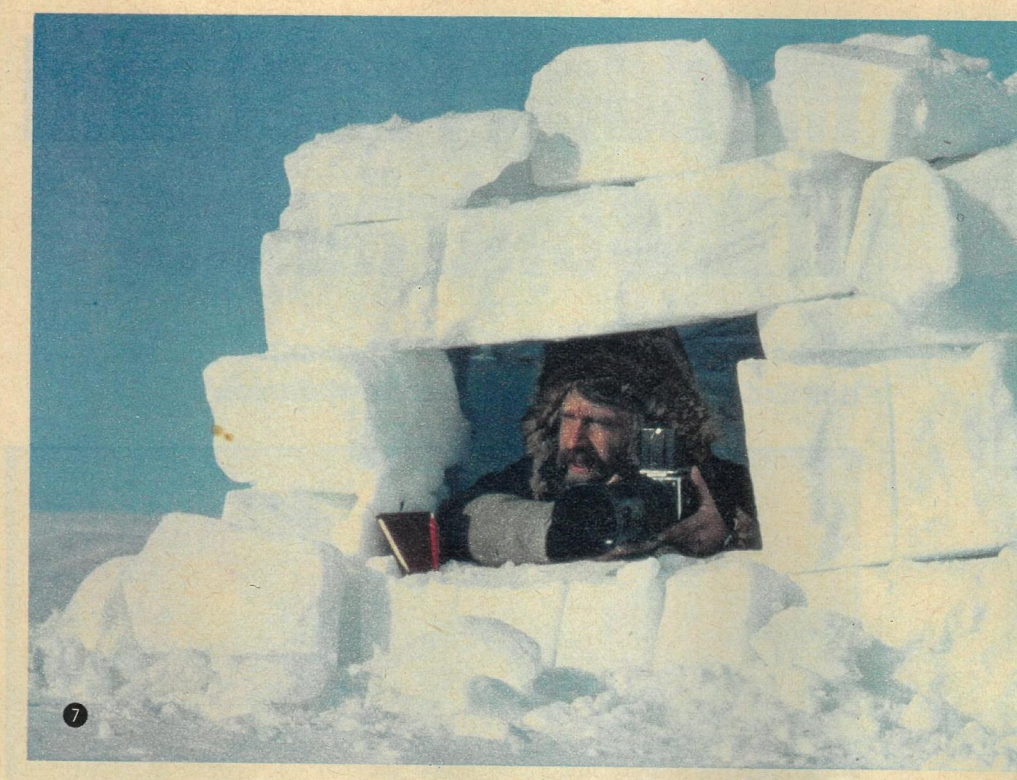






❶: Die Kückenschar der seltenen, unter strengem Schutz stehenden Rothalsgans tummelt sich im Brandungsbereich; ❷: Das Nest der Dreizehenmöwe schwebt hoch über den Wellen in der Steilwand des „Vogelbasars". ❸: Eine Schwalbenmöwe kehrt zu ihrem Gelege zurück; ❹: „Seepapageien", eine originelle Form von Tauchervögeln. ❺: Wohlgeborgen gegen Unbilden des Wetters – die Kinder der Ringelgans; ❻: Ständig nach Futter gierend – die Geschwister im Horst des Mäusebussards.





⑦: Bildreporter auf Ansitz. Die Hütte aus Schneebausteinen befand sich vor der Höhle einer Bärenmutter. Doch die Begegnung mit den Riesen der Arktis, dem mächtigen, einsam schweifenden Eisbären und dem in Familienverbänden lebenden Walroß – das ist schon eine andere Geschichte.

Mein erstes Buch erschien, ein Bildband über Burjatien. Aus dem Freizeitvergnügen Fotografie wurde eine Berufung. So hatte ich eine Entscheidung zu treffen: entweder für die meiner Ausbildung entsprechende berufliche Arbeit oder für die Fotografie. Ein weiteres Nebeneinander war unmöglich. Nach langem Schwanken und vielem Bedenken wählte ich schließlich den Weg des Berufsfotografen und reiste ab zur Wrangel-Insel. Drei Jahre zog sich diese Arbeit hin. Dabei sollten mir die Erfahrungen mit der Natur im Norden zustatten kommen.

Goldener Augenblick

Mit der Zeit wurde ich meiner Mittel sicherer; zwar gab es noch immer Fehlschläge und Mißerfolge, doch entstand auch manches Motiv, mit dem ich mich an die Öffentlichkeit wagen konnte, um den Menschen der Großstädte etwas zu erzählen vom Leben ihrer animalischen Verwandten in der Tundra und an den unwirtlichen Küsten des Eismeeres. Ich machte die Erfahrung, daß ein Tierfotograf in der Arktis ständig „schußbereit“ sein muß, denn gar zu veränderlich sind Licht- und Wetterverhältnisse im Norden. Jedes Motiv ist praktisch unwiederholbar. So muß man den Mut aufbringen, auch einmal gegen die Gesetze der Fotografie einen Film unter Umständen zu belichten, die niemals ein brauchbares Bild ergeben dürften. Bei neun von zehn Gelegenheiten wird das Ergebnis nur für den Abfallbehälter sein – aber schon das zehnte könnte alle Mühe lohnen.

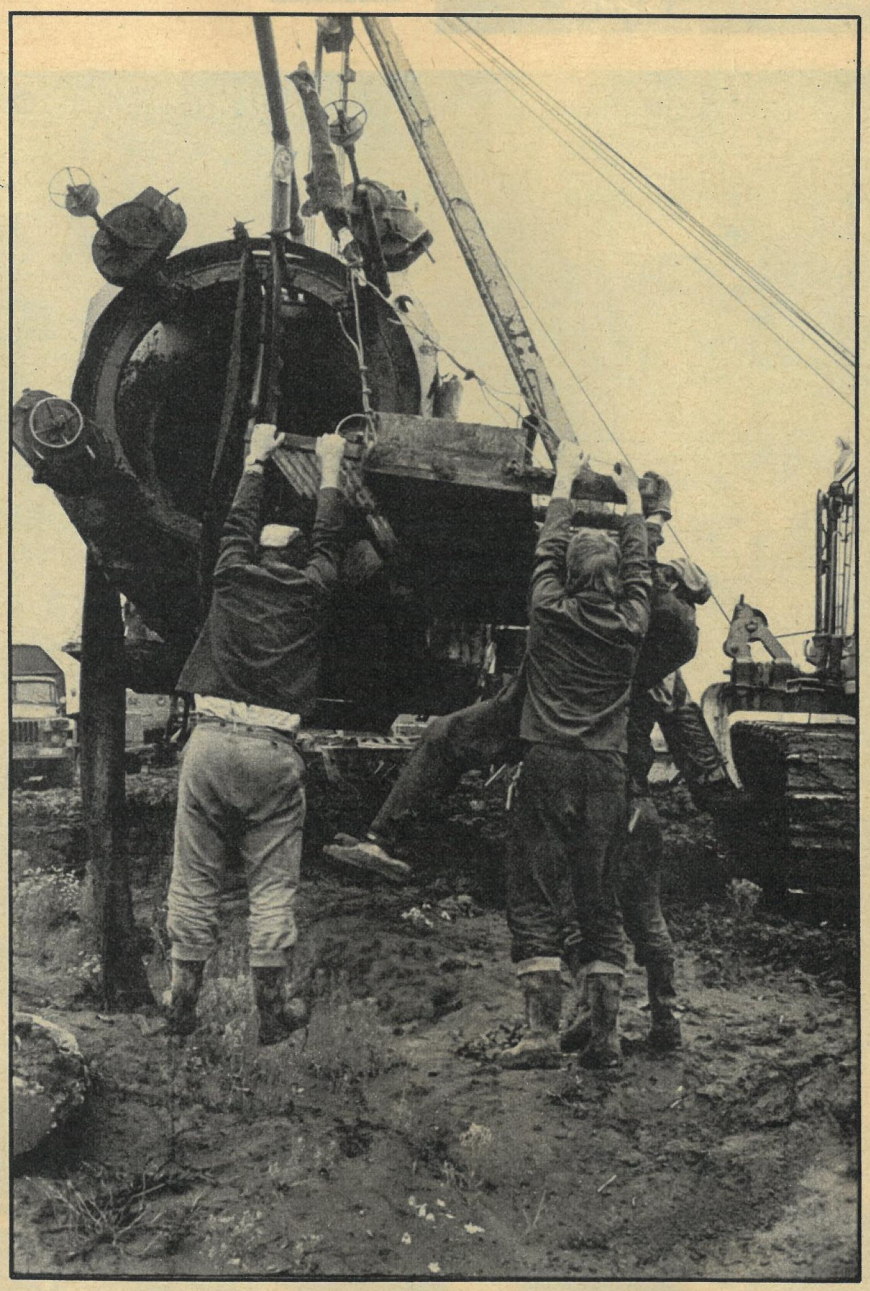
Lächeln muß ich, wenn mir jemand die Eintönigkeit des Nordens begreiflich machen will. Solche Leute haben von der Arktis allenfalls einen schwachen Schimmer. Sonst würden sie wissen, daß die Vielfalt des Sehens- und Fotografierenswerten hier hinter keiner Region der Erde zurücksteht.

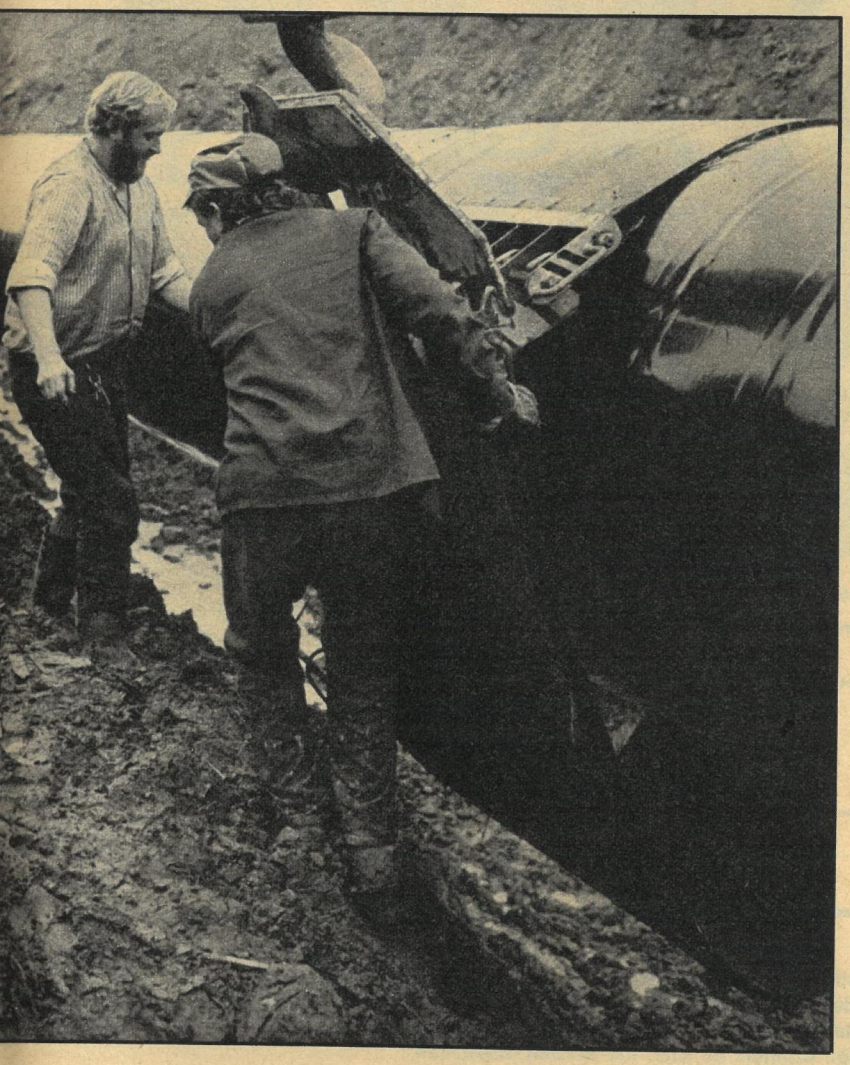
Modder, Frost und Trassenträume

Herbstimpressionen vom DDR-Abschnitt des Erdgasleitungsbaus in der Sowjetunion

„Das war's denn…" Der Kipperfahrer steigt aus der Kabine und schaut betrübt über das herbstliche Land (rechts oben). War der Knüppeldamm an dieser Stelle im Sumpfboden versunken, hatte eine kleine Unaufmerksamkeit den Fahrer mitsamt Gefährt vom rechten Weg geführt oder wollte der Motor nicht mehr? Egal, die Kolonne sitzt fest, die Leute auf der nahen Baustelle für die Verdichterstation müssen warten. Dabei herrscht dort gerade jetzt Hochbetrieb. Bisher kam der Frost nur nachts, da können sie noch ohne Probleme betonieren, vorarbeiten für den Winter. Denn mit ihm wird es schwieriger auf den Baustellen der Verdichterstationen und des Wohnungsbaus. Sinken die Temperaturen auf minus 10, 20, ja gar 30 oder 40 Grad Celsius ab, muß geheizt werden. Dann scheint sich der Bau- in einen Campingplatz zu verwandeln; zeltartige, abenteuerlich anmutende Verschläge werden um die zu betonierenden Stellen gebaut, Heizaggregate aufgestellt, heißes Wasser in die Mischer gefüllt… Klar, daß so jedes Fundament, jedes Stück Beton teurer wird.

Was dem einen sin Uhl, ist dem anderen sin Nachtigall; die Männer, die den Trassenstrang durchs Land ziehen, wären froh, wenn knackiger Frost schon jetzt ihre Nasenspitzen beißen würde. Er härtet den Boden, friert die Sümpfe ein. Regen und Schlamm hingegen sind die unangenehmsten Gesellen beim Rohrleitungsbau. Aber vor den trockenen Spaß – so sagt man hier – haben die Götter den nassen Herbst gesetzt. Selbst der Weg zur Arbeit kann da schon mal abenteuerlich werden. Schaffen es weder Bus noch Geländewagen, muß die Raupe herhalten, nicht selten bleiben jedoch die guten Stiefel das beste Tansportmittel. Allerdings ist der Modder hierzulande auch als guter Stiefelknecht bekannt. Am Arbeitsplatz angekommen, kann es sein, daß das Wetter die Männer im Bauwagen festhält. Zum Beispiel die Jungs vom RIV – in verständlichem Deutsch heißt das Reinigen, Isolieren und Versenken – können im Regen nicht viel machen. Bei Nässe hält die Isolationsschicht nicht. Da paßt sich die Stimmung oft dem Wetter an. An solchen Tagen werden Flüche geboren. Aber auch Ideen. Und Ideen sind gefragt. Schließlich sollen bis Jahresende am gerade begonnenen Bau der Leitung „Progress" – sie führt von Jamburg in Nordwestsibirien bis an die Westgrenze der UdSSR – durch die DDR-Trassenbauer 50 Kilometer Rohr komplett verlegt werden. „Natürlich holen wir die Stillstandzeiten wieder rein", versichert Hans Beier, Meister der RIV-Brigade „Ernst Thälmann". Winterpausen sind nicht geplant, gleich, ob der Kalender Weihnachten, Silvester oder Neujahr ansagt. Die be-





ste Bauzeit muß genutzt werden. Vorerst jedoch weichen draußen die Regentropfen die Erde durch. Dafür sprühen im Bauwagen die Gedanken. „Unsere Tagesleistung können wir bei guten Bedingungen verdoppeln, behauptet der Meister. „Vor allem durch Zeiteinsparung. Wenn jeder die Arbeit des Nebenmannes beherrscht, alle Handgriffe sitzen, die Technik in Schuß gehalten wird, verringern sich auch die Stillstände." Logisch, daß diese Vorsätze nur dann maximal wirken, wenn alle auf der Baustelle mitziehen, wenn ein Rad ins andere greift.
Im Sumpf indes rührt sich kein Rad. Nur die Krähen in den kahlen Pappeln am Feldrand starten ab und an zu einem Flug. Und während sich eine Raupe langsam zur Kolonne durchkämpft, träumen die Kipperpiloten von herrlich glatten Winterpisten.

Hajo Obuchoff (Text)
Frank Wegner (3), Lutz Wabnitz (Fotos)

Im nächsten Heft:

Besuch bei Bogumil

FW-Reporter auf den Pfaden des Wisents. Ein Bericht über die freilebenden Wildrinder im sowjetischen Naturschutzgebiet Beloweshskaja Puschtscha.

Foto: D. Steinberg

Straßenbekanntschaften im Jahre 1365 ...

nach der islamischen Zeitrechnung, machten FREIE-WELT-Reporter Ende Oktober in der afghanischen Hauptstadt Kabul.

Foto: V. Billeb

Neue Eiszeit für Katarina

Was alles geprobt sein muß, bevor die Eisprinzessin aus Karl-Marx-Stadt zu ihrer großen Kür antritt.

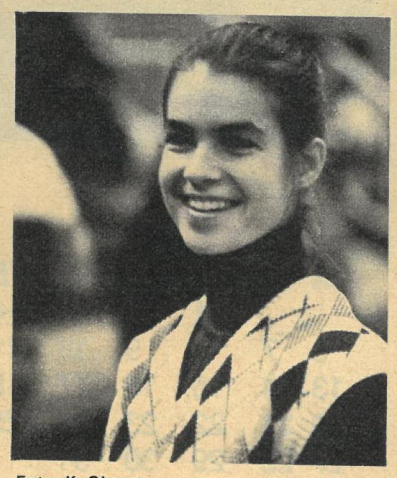


Foto: K. Oberst

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Zeichnung: Peter Muzeniek

Juli 1987

M	D	M	D	F	S	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

August 1987

M	D	M	D	F	S	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 23 – will euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn ihr die sechs Teile sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedes Mal mitmacht – das hier ist bereits das vierte Märchen-Jahr –, habt ihr ein Buch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir euch Völker vor, die im europäischen Teil der Sowjetunion wohnen. Es sind: die Nenzen, Kalmyken, Karelier, Komi, Komi-Permjaken, Abasiner.